

Rezensionen

Geschichte der deutschen Moderne aus jüdischer Perspektive



Shulamit Volkov

Deutsche Geschichte aus jüdischer Sicht.

Eine andere Geschichte vom

18. Jahrhundert bis zur Gegenwart

Aus dem Englischen von Ulla Höber

München: C.H. Beck, 2022, 336 S., € 28,–

Die israelische Historikerin Shulamit Volkov prägt mit ihren Arbeiten seit Jahrzehnten das gelehrte Gespräch über die deutsch-jüdische Geschichte jener 200 Jahre zwischen Moses Mendelssohn und der Shoah. Nun legt sie mit *Deutsche Geschichte aus jüdischer Sicht* eine Summe ihrer Beschäftigung mit den Themen und Fragen vor, die im intrikaten Bindestrich zwischen »deutsch« und »jüdisch« sowohl enthalten als auch verborgen sind: eine Geschichte von Zusammen- und Zugehörigkeit, aber auch von Ab- und Ausgrenzung, dargeboten als Erzählung der politischen, ökonomischen und kulturellen Entfaltung und Selbsterstörung Deutschlands seit Aufklärung und Französischer Revolution – mit dem Akzent, dass diese Entwicklungen aus der Perspektive der jüdischen Minderheit betrachtet werden. »Sollte mir dieser Versuch gelingen«, so Volkov in ihrer Einleitung, »kann ich die beiden Erzählungen, die deutsche und die deutsch-jüdische, womöglich zusammenführen und sie so verknüpfen, dass sie am Ende untrennbar erscheinen.« (S. 16)

Diese untrennbare Verknüpfung zu zeigen ist der Verfasserin seit je gelungen und so auch hier. In den ersten beiden Teilen der Darstellung – bis in die 1840er beziehungsweise 1870er Jahre hinein – verbinden sich Juden im emphatischsten Sinne, individuell wie kollektiv, mit ihrer Heimat. Volkov überschreibt sie mit »Deutschland kennenlernen, 1780–1840« und »Freiheit und Einheit, 1840–1870«, fast so, als handle es sich um eine Romanze; sie verschweigt aber natürlich nicht den dunklen Schattenwurf fehlender Toleranz, den zähen Widerstand gegen rechtliche Emanzipation oder antijüdische Pamphlete, wie sie etwa von Richard Wagner oder Heinrich von Treitschke verfasst wurden. Der dritte Teil »Leben in Deutschland, 1870–1930« zeigt im Titel noch Normalität an; er endet aber bereits mit dem paradoxen Kapitel »Hoffnungen – erfüllt und zerstört«. Ab nun beginnt die Heimat damit, sich von ihren jüdischen Bürgern immer aggressiver abzuwenden, sie als »Staatsfeinde« (S. 219) zu schmähen, dann rechtlich zu drangsalieren, sie zu verfolgen, ihnen mit Vernichtung zu drohen – und diese Drohung schließlich wahrzumachen. Volkov schildert den Epochenbruch seit der Rücknahme der jüdischen Emanzipation, der antisemitischen Kampagne der 1930er Jahre, der »regelmäßigen Jagd« auf Juden (S. 219) und der jüdischen Fluchtwelle in einem

Erzählbogen mit den damit verknüpften andauernden politischen, rechtlichen, intellektuellen und erkenntnistheoretischen Folgen: Die juristische Aufarbeitung, politisch-gesellschaftliche Verantwortung, öffentliche Erinnerung und auch die wissenschaftliche Geschichtsschreibung werden somit nicht nur als Nachgeschichte, sondern als diesem Epochenbruch zugehörig begreifbar. Dass die Autorin in allen Teilen immer wieder erhellende Passagen einschaltet, in denen sie darüber reflektiert, wie früher und wie heute über die jeweiligen Zeitabschnitte, Ereignisse und Persönlichkeiten, die gerade vorgestellt werden, nachgedacht und geforscht wurde, erhöht den Gewinn, den man aus der Lektüre des Buchs zieht, beträchtlich.

Bei einer Reihe von Entscheidungen und Wertungen möchte man aber mit der Autorin sogleich diskutieren. Mit der adressierten deutschen »Gegenwart« sind vornehmlich die 1990er Jahre gemeint, die inzwischen sehr entrückt erscheinen. Einwände aber könnte man auch in Bezug auf die Quellenwahl vorbringen. Erstaunlicherweise lässt Volkov die Stimme von Victor Klemperer ganz außen vor, jenem außergewöhnlich präzisen Zeitbeobachter der wechselnden deutschen Verhältnisse, dessen Tagebuch vom Kaiserreich bis ins Deutschland der Nachkriegsjahre und der DDR reicht. Die Zeit der DDR aber wird von Volkov nur beiläufig miterzählt. Diskussionswürdig wäre auch, dass die vielzitierte Rede Richard von Weizsäckers vom 8. Mai 1985 in Volkovs Darstellung als möglicher »Wendepunkt im Verhältnis von nichtjüdischen und jüdischen Deutschen« (S. 275) erscheint. Aber ist diesem Text, der gar nicht an die jüdischen Deutschen gerichtet war, epochale Bedeutung zuzusprechen? Marcel Reich-Ranicki und Jean Améry erkannten eine solche Zäsur im Kniefall Willy Brandts am Mahnmahl des Warschauer Ghettoaufstands 15 Jahre zuvor. Die Wirkung dieses Zeichens auf jüdische Zeitgenossen kann kaum überschätzt werden. Ruth Klüger hat die Änderung zwischen einer alten und neuen politischen Haltung Deutschlands sogar erst 2015 ausgemacht, als Angela Merkel entschied, die vor dem Krieg flüchtenden Syrer aufzunehmen. Die Zeugnisse von Klemperer, Améry, Reich-Ranicki und Klüger – diesen eminenten Beobachtern der deutschen Entwicklung – fehlen in Volkovs Buch; man hätte ihre Einschätzung dieser Stimmen besonders gern gelesen.

Diese Einwände berühren jedoch nicht die Substanz des Buchs, dessen Erstfassung als Münchner Vorlesungsreihe entstand. Der besondere Ton, der Mündlichkeit stets auszeichnet, das gemeinschaftsstiftende Bewusstsein für Nähe, hat sich glücklicherweise durch alle Stufen der Bearbeitung hindurch erhalten. Entstanden ist so nicht nur eine elegante Darstellung für ein breites Publikum, die in Schule und akademischer Lehre reiche Wirkung entfalten wird; entstanden ist auch ein Werk, das zahlreiche Anregungen für weiterführende Forschungen enthält.

Nicolas Berg

Leipzig

Der rastlose Charismatiker



Derek Penslar

*Theodor Herzl. Staatsmann ohne Staat.
Eine Biographie*

Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz
Göttingen: Wallstein Verlag, 2022, 260 S.,
€ 24,–

Zu den gängigen Urteilen über Theodor Herzl, den Begründer der zionistischen Bewegung, gehört, dass er kaum Bezug zum Judentum gehabt habe. Dies wurde ihm bereits von zeitgenössischen Kritikern innerhalb des Zionismus vorgeworfen. Eine der großen Fragen ist es daher, wie ein solcher »nichtjüdischer Jude« einen derart tiefgreifenden Einfluss auf das Selbstverständnis von Millionen Jüdinnen und Juden haben konnte. Derek Penslars neue Biografie gibt hierauf eine Reihe neuer, teilweise auch überraschender Antworten.

Penslar konzentriert sich auf drei Themenfelder: Herzls Persönlichkeit und insbesondere seine psychischen Probleme, sein Verhältnis zur zionistischen Bewegung und seine Aktivitäten als Schriftsteller, Journalist und »Staatsmann ohne Staat«. Besonders großen Raum nimmt dabei die Darstellung der zahlreichen familiären und persönlichen Krisen ein, die in die These mündet, dass Herzls psychische Leiden eine wesentliche Quelle sowohl seines manischen Aktivismus als auch seines erstaunlichen Charismas waren und damit die Grundlage dafür schufen, dass er zu einem der Gründer des Zionismus werden konnte. Penslar porträtiert Herzl als einen charismatischen Führer, der die Bedürfnisse und Sehnsüchte vieler Jüdinnen und Juden perfekt bedienen konnte.

Auf knappem Raum wird ein bemerkenswert umfassendes Bild des Lebens und Schaffens von Herzl ausgebreitet. Penslar folgt ihm von seiner Kindheit und Jugend in Budapest und Wien und seinem Wirken als mittelmäßiger Schriftsteller und angesehener Journalist in Wien und Paris bis zu seiner rastlosen politischen Tätigkeit auf den Zionistenkongressen und in den Hauptstädten Europas. Seine wichtigste Quelle sind die Briefe und Tagebücher Herzls, die Penslar zu Recht als Medium bewusster Selbstdarstellung und daher mit der gebotenen Vorsicht behandelt. Er ergänzt dies mit einer eingehenden Analyse von Herzls Dramen und Feuilletons, die in bisherigen Biografien nur wenig Berücksichtigung gefunden haben.

In diesen Quellen findet Penslar eine erstaunlich intensive Auseinandersetzung Herzls mit Fragen der jüdischen Identität. Er geht so weit, von »Herzls aufrichtigem Gefühl der Rückkehr zum Judentum« (S. 133) zu sprechen. Demnach war diese Hinwendung

keinesfalls nur eine Reaktion auf den Antisemitismus und seine wohlwollende Haltung gegenüber der jüdischen Religion nicht allein taktischen Erwägungen geschuldet. Herzl war überzeugt, dass das Judentum eine klar erkennbare Gruppe sei, und gründete darauf seine zionistischen Ideen. Zugleich sieht Penslar eine konsistent nichtethnische Definition des Judentums bei Herzl, die stattdessen auf Ideen, Empfindungen und historische Erfahrungen rekurrierte.

Ebenso macht Penslar deutlich, dass für Herzl der Antisemitismus eine, wenn nicht die wichtigste Erfahrung war, die das jüdische Kollektiv konstituierte. Weniger das Miterleben der Dreyfus-Affäre in Paris, wie lange Zeit angenommen, als vielmehr der Antisemitismus im Wien Karl Luegers prägten dabei seine Wahrnehmung. Herzls Überlegungen zu den angeblichen Ursachen der »Judenfrage« deckten sich in manchen Punkten mit denjenigen der Antisemiten, etwa wenn er eine »ungesunde« Konzentration von Jüdinnen und Juden in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen konstatierte. Seine Lösungsvorschläge waren jedoch nur scheinbar ähnlich. Zwar plädierte auch Herzl für die Entfernung der Jüdinnen und Juden aus den europäischen Gesellschaften. In erster Linie ging es ihm jedoch darum, dass sie ihre »Ehre« verteidigten, also ihr Selbstwertgefühl steigerten und sich so gegen den Antisemitismus ermächtigten. Herzls Zionismus war also, in modernen Begriffen, eine Strategie der Identitätspolitik.

Penslars Biografie gelingt es hervorragend, die Ambivalenz herauszuarbeiten, die in Herzls Haltung zu Judentum und Antisemitismus steckte. Nicht ganz so überzeugend ist seine Rückführung von Herzls Charisma auf dessen psychische Disposition. Zwar konstatiert er, dass es »kulturell bedingt« (S. 8) sei, doch die kulturellen Voraussetzungen für seine Wirkung bleiben weitgehend im Dunkeln. Auch die Diskussion von Herzls Haltung zum Kolonialismus hätte man sich ausführlicher gewünscht. Hier hat die Forschung sowohl seine Kolonialbegeisterung und seinen Rassismus herausgearbeitet als auch seine immer wieder geäußerten Einsichten in die Affinität der Erfahrungen von Jüdinnen und Juden einerseits und Kolonisierten andererseits. Penslar deutet beides an, doch eine intensive Auseinandersetzung damit unterbleibt.

Dennoch ist die Biografie nicht nur eine hervorragende Einführung, sondern auch eine wichtige Ergänzung der Forschung. Hellsichtig sind Penslars abschließende Überlegungen zur Bedeutung Herzls im heutigen Israel, in denen er feststellt, dass Herzl, der sich ein liberales und kosmopolitisches Heimatland für Jüdinnen und Juden ausgemalt hatte, zwar von der israelischen Rechten in Anspruch genommen wird, dort aber heute vermutlich als »Linker« gelten würde. So kann die Biografie auch als ein Aufruf gelesen werden, den »historischen« Herzl, mit all seinen Widersprüchen und Brüchen, wiederzuentdecken.

Stefan Vogt
Frankfurt am Main

Antijüdische Pogrome 1918–1921



Jeffrey Veidlinger

*Mitten im zivilisierten Europa.
Die Pogrome von 1918 bis 1921 und
die Vorgeschichte des Holocaust*
Aus dem Englischen von Martin Richter
München: C.H. Beck, 2022, 456 S., € 34,–

Die Geschichtsschreibung zu den antijüdischen Pogromen 1918 bis 1921, die über 100.000 Todesopfer und etwa 600.000 Verwehrte forderten, hat sich in den letzten Jahren enorm entwickelt. Die Pogrome waren nicht Teil eines »Russischen Bürgerkriegs«, sondern fanden vor allem in der Ukraine, in Ostpolen und im Westen von Belarus statt.

Es liegt eine ungewöhnliche Fülle von Quellen in jiddischer und russischer Sprache vor. Sie stammen von privaten und staatlichen Hilfsorganisationen sowie jüdischen Archiven.

Elissa Bemporad, Irina Astashkevich und Thomas Chopard haben in den letzten fünf Jahren auf der Basis dieses Materials weiterführende Untersuchungen mit unterschiedlichen Fragestellungen vorgelegt.¹ Hier geht es nun um Jeffrey Veidlingers in Teilen überragende Studie. Sein Versuch, diese Geschichte als den »wahren Beginn« (S. 11) der Shoah zu interpretieren, ist nicht überzeugend. Doch das soll hier nicht diskutiert werden. Denn seine fantastische Leistung besteht darin, die Geschichte einiger dieser vielen hundert Pogrome in einer Art und Weise zu schreiben, die sehr aufschlussreich ist. Veidlinger kennt wie kaum ein anderer die zahlreichen Kontexte, die dabei zu beachten sind. So verknüpft er weltanschauliche, politische, militärische, wirtschaftliche und kulturelle Faktoren. Er erklärt die Geschichte der Pogrome ausführlicher für Ovrutsch, Schytomyr, Proskuriv und Tetijiv, kürzer unter anderem für Odessa, Fastiv, Kiev, Tscherkasy und Pinsk. Sie verliefen alle unterschiedlich, wurden von verschiedenen Tätergruppen begangen, dauerten unterschiedlich lange, und die Opfer waren jedes Mal Jüdinnen und Juden. Diese Gewalt stellte mit Abstand die größte Katastrophe für

das jüdische Volk vor der Shoah dar. Es ist höchste Zeit, diese Geschichten aus dem Schatten des Zweiten Weltkriegs und der Shoah herauszuholen.

Veidlinger gliedert seine Studie in fünf chronologische Teile, deren inhaltliche Schwerpunkte auf unterschiedlichen Akteuren in benachbarten Territorien liegen. Im Jahr 1881 wurde das russische Wort »Pogrom« (vom russischen *gromit*, »schlagen« oder »zerstören«) erfunden, bezogen auf antijüdische Gewalt in Elizavetgrad (heute Kropyvnyzkyj in der Ukraine). Dort setzt der erste Teil ein. Veidlinger skizziert die letzten Jahre des russischen Zarenreichs, den Ersten Weltkrieg und die Revolutionen, die verschiedenen Versuche zur ukrainischen Unabhängigkeit ab Juni/Juli 1917, das Hetmanat unter Pavlo Skoropadskyj ab Januar 1918, die Westukrainische Volksrepublik im ostgalizischen Lviv ab November 1918, die Herrschaft des Direktoriums über die Ukrainische Volksrepublik ab Dezember 1918 in Kiev bis hin zur ukrainischen Sowjetrepublik unter Christian Rakovsky ab Januar 1919 in Charkiv. All dies wird kenntnisreich und erhellend mit Bezug darauf erzählt, was die Geschehnisse für die Jüdinnen und Juden bedeuteten.

Die Lektüre des zweiten Teils ist kaum erträglich. Die detaillierte Auswertung zahlreicher jiddischer und russischer Quellen ermöglicht es Veidlinger, ausgewählte vier Pogrome von mindestens 85 Angriffen auf Juden zu schildern, die in den nächsten zwei Monaten in der Ukraine stattfanden. Bei allen vier Pogromen galten bolschewistische Aufstände als Anlass, doch Tätergruppen und Verlauf waren unterschiedlich.

Der dritte Teil ist der Zeit des Machtvakuaums von März bis August 1919 gewidmet. Regionale Bauernführer wie Grigorjev, die Brüder Sokolovsky, Struk und Selenyi terrorisierten die jüdische Bevölkerung in der Ukraine im Sommer 1919. Veidlinger bezieht die internationale Bühne mit ein, vor allem die Frage der Garantie von Minderheitenrechten. Er verknüpft die Erläuterung der übergreifenden politischen Hintergründe in aufschlussreicher Weise mit Pogromen in Lviv, Odessa, Pinsk und Vilnius.

Im Zeitraum des vierten Teils, August 1919 bis März 1921, setzten sich schließlich die sowjetischen Kräfte durch. Es ist zunächst die Phase der Pogrome durch die antibolschewistische Freiwilligenarmee von Anton Denikin, die bis Dezember 1919 mindestens 8.000 Jüdinnen und Juden ermordete. Etwas kürzer werden der polnisch-sowjetische Krieg, die Rolle der Budjonny-Armee und die belarussische Front geschildert.

Im abschließenden fünften Teil diskutiert Veidlinger Nachwirkungen bis 1941, vor allem auf das ukrainisch-jüdische Verhältnis. Die Thesen zur Vorgeschichte und zum Beginn des Holocaust überzeugen nicht. Herausragend und vorbildhaft hingegen sind Veidlingers Rekonstruktionen der Pogrome von 1918 bis 1921.

Christoph Dieckmann
Frankfurt am Main

¹ Elissa Bemporad, *Legacy of Blood: Jews, Pogroms, and Ritual Murder in the Lands of the Soviets*, New York 2019, fokussiert auf die Folgewirkungen für sowjetische Juden; Irina Astashkevich, *Gendered Violence: Jewish Women in the Pogroms of 1917 to 1921*, Boston 2018, analysiert die extreme sexuelle Gewalt, in mindestens zwei Dritteln der Pogrome fanden Massenvergewaltigungen statt; und als Einführung zur neueren Entwicklung s. Elissa Bemporad, Thomas Chopard (Hrsg.), »The Pogroms of the Russian Civil War at 100: New Trends, New Sources«, in: *Quest. Issues in Contemporary Jewish History*, 15 (2019), S. V–XX.

Und wieder ein Hunderter: Deutschland im Jahr 1923



Mark Jones

1923. Ein deutsches Trauma

Berlin: Propyläen Verlag, 2022, 384 S., € 26,–



Peter Longerich

Außer Kontrolle. Deutschland 1923

Wien: Molden Verlag, 2022, 319 S., € 33,–



Volker Ullrich

Deutschland 1923. Das Jahr am Abgrund

München: C.H. Beck, 2022, 317 S., € 24,–

Karl Heinrich Pohl

Sachsen 1923. Das linksrepublikanische Projekt – eine vertane Chance für die Weimarer Demokratie?

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2022, 307 S., € 45,–



Sven Felix Kellerhoff

Der Putsch.

Hitlers erster Griff nach der Macht

Stuttgart: Klett-Cotta, 2023, 368 S., € 25,–

Wolfgang Niess

Der Hitlerputsch 1923.

Geschichte eines Hochverrats

München: C.H. Beck, 2023, 350 S., € 26,–



Nach der kaum überschaubaren Anzahl von Neuerscheinungen zum 100. Jahrestag der Entfesselung des Ersten Weltkriegs 2014, die indes kaum Neues brachten, dafür aber umso mehr öffentliche Aufmerksamkeit hervorriefen, und der großen Zahl von Studien zum Hundertsten der Revolution von 1918, mit denen erstmals nicht das Scheitern der Republik, sondern der demokratische Aufbruch in den Blick gerückt wurde, ist nun das Jahr 1923 an der Reihe, ein Jahr, dem beim schwierigen Aufbau der Republik in Deutschland eine entscheidende Bedeutung zukam und in dem auf der Kippe stand, ob der demokratische Aufbruch gelingen würde. Schon die Titel der hier vorzustellenden Veröffentlichungen sprechen eine deutliche Sprache: *Das Jahr am Abgrund*, *Ein deutsches Trauma* oder *Deutschland Außer Kontrolle*.

Der irische Historiker Mark Jones, der zur Revolution von 1918/19 eine auf die Frage der Gewalt konzentrierte Darstellung veröffentlicht hat, eröffnet seine Bilanz des Jahres 1923 mit einem Rückblick auf das Jahr 1922 und den Mord an Außenminister Walther Rathenau. Chronologisch durch das neue Jahr schreitend, schildert er die französische Besetzung des Ruhrgebiets und die traumatischen Erfahrungen der Inflation, ferner die in München entstehende nationalsozialistische Bewegung mit ihrer antisemitischen und antirepublikanischen Agitation und ihren gewaltbereiten Kampfverbänden. Den Höhepunkt bildete der 9. November. Nach dem Scheitern des Hitler-Putschs und der Stabilisierung der Währung sieht Jones im Dezember 1923 »Licht am Horizont« (S. 321). So schließt er mit der Warnung, dass »das negative Vermächtnis des Jahres 1923« (S. 342) nicht überbewertet werden sollte.

Peter Longerich, der mit einer Fülle von Studien über die Weimarer Republik und das Dritte Reich hervorgetreten ist und kürzlich eine Gesamtdarstellung zur Geschichte des Antisemitismus in Deutschland vorgelegt hat, eröffnet seine Darstellung des Jahres 1923 mit den deutschen Reaktionen auf die französische Besetzung des Ruhrgebiets und der Zerrüttung der Staatsfinanzen. Durch die Inflation drohte die Republik »außer Kontrolle« zu geraten. Die politische Radikalisierung machte Bayern mit seiner starken völkisch-antisemitischen Bewegung zur »Bastion der politischen Rechten« (S. 104), während in Sachsen und Thüringen linkssozialistische Regierungen auf Gegenkurs zur Reichsregierung gingen. Im November gipfelte die antirepublikanische Gewalt von rechts im bayrischen Putsch von Hitler und Ludendorff.

Die deutsche Demokratie stand, so Longerich in seinem Fazit, im Herbst 1923 »unmittelbar vor der Umwandlung in eine Diktatur« (S. 261). Aber Kanzler Stresemann erzielte durch die Währungsstabilisierung und in der Reparationsfrage gewisse Erfolge. »Dass der Übergang zur Diktatur im November 1923« nicht gelang, ist jedoch nach Longerich vor allem »auf die gegenseitige Blockade der diversen rechtskonservativen und rechtsextremen Kräfte« (S. 268) zurückzuführen. Mit der »scheinbaren Rückkehr zur Normalität« bildete sich, so Longerich, eine »Stabilitätsillusion« (S. 273) heraus, die sich zehn Jahre später als trügerisch erweisen sollte.

Volker Ullrich, der über die Hamburger Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg promoviert und neben seiner journalistischen Tätigkeit eine große Zahl von historischen Sachbüchern, darunter eine zweibändige Biografie Adolf Hitlers, vorgelegt hat, beginnt ebenfalls mit der Besetzung des Ruhrgebiets sowie der Entwicklung der Inflation zur Hyperinflation. Er geht den Lösungsversuchen der großen Koalition unter Gustav Stresemann nach und dem gescheiterten Plan der Bolschewiki, in Deutschland eine revolutionäre Entwicklung zu initiieren. Aber der »deutsche Oktober fand nicht statt« (S. 11). Separatistische Bewegungen im Rheinland und in der Pfalz wiederum gaben die Parole »Los von Berlin« aus, derweil die Rechte nach italienischem Vorbild den »Marsch auf Berlin« propagierte. Ullrich beschränkt sich indes nicht auf die Politik, sondern widmet sich in einem umfangreichen Kapitel der »Kultur im Schatten der Krise« (S. 274–317).

Nachdem der Hitler-Putsch gescheitert und die Inflation durch die Währungsreform überwunden worden war, sieht Ullrich das Land auf dem »Weg zur Stabilisierung« (S. 243–272). Nur wenige Jahre später aber wurde die Republik von der Weltwirtschaftskrise erfasst, die das Land in den sozialen und wirtschaftlichen Abgrund stürzte. Nach Ullrich führte »kein gerader Weg zur Machtübertragung an Hitler. Der Untergang der Weimarer Republik war keineswegs zwangsläufig« (S. 352). Die Demokratie hätte auch diese Krise überstehen können, wenn »an der Spitze des Staates« ein Republikaner gestanden hätte und nicht ein Paul von Hindenburg, hinter dem sich jene Kräfte sammelten, »die nachholen wollten, was ihnen 1923 noch nicht gelungen war« (S. 362).

Während Mark Jones, Peter Longerich und Volker Ullrich jeweils eine Gesamtdarstellung des Jahres 1923 vorlegten, konzentriert sich Karl Heinrich Pohl, der in Hamburg über die Wirtschaft und Außenpolitik der Weimarer Republik promoviert, in Bielefeld über die Münchner Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg habilitiert und 2015 eine kritische Biografie über Gustav Stresemann veröffentlicht hat, auf die Entwicklung in Sachsen. Die vom sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Erich Zeigner geführte Minderheitsregierung nahm im Frühjahr 1923 die KPD in die Regierung auf und brachte ein »linksrepublikanische[s] Projekt« (S. 14, 139) auf den Weg. In der wiedervereinigten SPD führte dies zu heftigen Spannungen, während in der KPD ein Flügel an dem von Moskau geförderten revolutionär-aktionistischen Kurs festhielt. Mit dem Einmarsch der Reichswehr in Sachsen endete nach Pohl ein demokratisch-parlamentarischer Gegenentwurf zur Weimarer Republik.

So genau Pohl auch die unnachgiebige Härte nachzeichnet, mit der die Reichswehr die sächsische Regierung gestürzt hat, so unbestimmt bleibt indes, inwiefern die Teilnahme der KPD an der Regierung nicht doch eher dem Ziel diente, die Republik im bolschewistischen Sinn zu stürzen. Nicht nachgegangen ist Pohl zudem der Frage, ob nicht der von zeitgenössischen Beobachtern genau verfolgte Ausbau der Diktatur der Bolschewiki in Russland in weiten Teilen der Bevölkerung und gerade auch unter Sozialdemokraten eine große

Furcht hervorgerufen hat,¹ die die Entscheidung der Reichsregierung, gegen die sächsische Koalitionsregierung vorzugehen, verständlich macht. So bleibt schließlich die These, dass 1923 in Sachsen eine Chance für die Weimarer Demokratie vertan wurde, fragwürdig.

Die konfliktreiche Entwicklung des Jahres 1923 kulminierte im November im Hitler-Ludendorff-Putsch. Für Sven Felix Kellerhoff, verantwortlich für geschichtliche Dokumentationen im Fernsehen und Autor zahlreicher zeitgeschichtlicher Sachbücher, war der Putsch in München, so der Titel, »Hitlers erster Griff nach der Macht«. Gefahr drohte der Republik nach Kellerhoff aber nicht nur von rechts, sondern auch von links. Sie ging vor allem von Mitteldeutschland und dem Ziel Moskaus, eine deutsche Revolution zu entfachen, aus. Ein »Roter Oktober« (S. 159–167) sollte vorbereitet werden. Allein in Hamburg brach ein Aufstand aus, doch dieser scheiterte rasch. Im Gegensatz zu Pohl sieht Kellerhoff in der Zusammenarbeit von SPD und KPD in Mitteldeutschland eine unmittelbare Gefahr für die Demokratie, die aus der Perspektive des Jahres 1923 als eine analoge Bedrohung gesehen werden müsse wie die von Seiten der völkisch-rechtsextremen Bewegung oder der Schwarzen Reichswehr. Detailliert die politische Entwicklung in Bayern und den »allgegenwärtig[en]« Antisemitismus (S. 194) darstellend, schildert Kellerhoff den Putsch Hitlers und sein Scheitern. Hitler war entschlossen, so Kellerhoff in seinem Epilog, »mit Gewalt nach der Macht« (S. 297) zu greifen. Er war aber auf die Unterstützung der Reichswehr angewiesen. Nachdem diese von einer Politik der Verschwörung Abstand genommen habe, sei, so Kellerhoffs Schlusssatz, »aus dem aussichtsreichen Putsch« eine »scheinbare Posse« (S. 300) geworden.

Für Wolfgang Niess, Autor von Studien über die Revolution von 1918/19 oder den 9. November als »Schicksalstag« (S. 21) der deutschen Geschichte, hingegen war 1923 dieser Tag »keineswegs nur Hitlers Putsch« (S. 10), Hitler war nur Randfigur eines Hochverrats. Die Drahtzieher bekleideten hohe Funktionen in bayerischen Staatsdiensten, und zusammen mit norddeutschen völkisch-recht-nationalen Kräften »waren sie fest entschlossen [...] die parlamentarische Demokratie zu beseitigen und durch eine nationale Diktatur zu ersetzen« (S. 12).

Niess geht in seiner Darstellung zurück auf Hitlers frühe Jahre in München und seine Entwicklung zum völkisch-antisemitischen Agitator. Zugleich rekapituliert er die Entwicklung von Bayern zur »Ordnungszelle« (S. 67–82) gegen die als »jüdisch und marxistisch verseucht« (S. 10) verleumdete Republik. Die Aktivisten, und nicht nur Hitler und die frühen Nationalsozialisten, wie Niess betont,

1 Den von Georges Lefebvre für die Zeit der Französischen Revolution herausgearbeiteten Begriff der »Grande Peur« hatte Mark Jones in seiner Gesamtdarstellung der Revolution von 1918/19 aufgegriffen: Mark Jones, *Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Republik*, Berlin 2017, S. 69 f.

sondern auch weite Teile der politischen Rechten, träumten den Traum Mussolinis. Anfang November planten die Hochverräter aus der Münchner Machtelite den Putsch, an dem Hitler und Ludendorff unbedingt teilhaben wollten. Hitler aber, so Niess, »schlecht informiert und von persönlichem Ehrgeiz getrieben« (S. 13), hat den Putsch zu früh ausgelöst. Die hochgestellten Hochverräter mussten sich daher von Hitler distanzieren.

Während Kellerhoff in dem Münchner Putsch von 1923 »Hitlers erste[n] Griff nach der Macht« in Deutschland sieht, versucht Niess die Verbindung, die vielfach zwischen 1923 und 1933 gezogen wird, zu lösen. »Es führt«, so betont er, »kein direkter Weg vom 9. November 1923 zum 30. Januar 1933«. Die Republik hatte begonnen, »ihr demokratisches und soziales Potential zu entfalten« (S. 301).

Auch für Mark Jones war die Demokratie in Deutschland nach dem Putschversuch nicht gescheitert, im Gegenteil habe das Jahr mit einem »Sieg der Demokraten« (S. 343) geendet. Der fehlgeschlagene

Hitler-Ludendorff-Putsch hatte nach Peter Longerich »zur Diskreditierung aller anderen Staatsstreich- und Diktaturpläne« (S. 266) geführt, und für Volker Ullrich »mehrten sich die Anzeichen, dass die Republik in ein ruhigeres Fahrwasser steuerte« (S. 320). Nach Pohl aber ist mit der Niederschlagung der Linksregierung in Sachsen die Chance für den Aufbau einer Demokratie vertan worden. Die anderen hier vorgestellten Neuerscheinungen zum Jahr 1923 hingegen entsprechen, mit unterschiedlichen Gewichtungen, skeptischer bei Longerich, deutlicher bei Jones und Ullrich, dem neuen Blick auf die Weimarer Republik, die nicht mehr allein vom Ende her als a priori zum Scheitern verurteilt dargestellt wird, sondern deren demokratische Leistungen gerade auch nach der Überwindung der katastrophalen Krise des Jahres 1923 gewürdigt werden.

Ulrich Wyrwa
Berlin

Anzeige



*Nachrichten und Berichte
aus Kultur und Wissenschaft*
Informationen aus dem Institut
Aktuelle Publikationen
• Veranstaltungshinweise
Online-Vorträge

Social Media Angebote
des Fritz Bauer Instituts

Website	fritz-bauer-institut.de
Facebook	facebook.com/fritz.bauer.institut
X / Twitter	x.com/fritzbauerinst
Mastodon	bildung.social/@FritzBauerInstitut
YouTube	youtube.com/fritzbauerinstitutfrankfurt

Vorhut des Nationalsozialismus? Eine Neuvermessung der deutschen Freikorps



Jan-Philipp Pomplun

Deutsche Freikorps. Sozialgeschichte und Kontinuitäten (para)militärischer Gewalt zwischen Weltkrieg, Revolution und Nationalsozialismus

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2022, 354 S., € 65,–

Die Freikorps gehören fraglos zu den umstrittensten Akteuren der frühen Weimarer Republik. Bis heute werden diese paramilitärischen Verbände zu Recht mit einigen der blutigsten Episoden der Revolutionszeit von 1918 bis 1923 assoziiert: von der Niederschlagung sozialistischer und kommunistischer Aufstandsversuche in der Anfangsphase der ersten deutschen Demokratie bis hin zu Einsätzen in Oberschlesien und dem Baltikum. Auch für die Vorgeschichte der nationalsozialistischen Diktatur werden sie immer wieder als bedeutsam betont, nicht zuletzt seit Klaus Theweleits Klassiker der 1970er Jahre, den zweibändigen *Männerphantasien*. Dabei hat sich die Forschung immer wieder auf die Memoiren prominenter Freikorpsveteranen verlassen, wohl auch, weil viele andere relevante Quellen, insbesondere für norddeutsche Einheiten, beim Brand des Heeresarchivs in Potsdam 1945 vernichtet wurden.

Umso erfreulicher ist es, dass mit Jan-Philipp Pompluns neuem Buch zum Thema endlich eine systematische Analyse des Sozialprofils von elf Freikorps aus dem süddeutschen Raum vorliegt. Die Stammrollen, die als wichtigste Quelle für Pompluns überarbeitete Berliner Dissertation dienen, enthalten detaillierte Angaben zu Familienstand, Eltern, Zivilberuf und Konfessionszugehörigkeit der Freiwilligen, was es Pomplun ermöglicht, ein sehr genaues Profil der Freikorps zu erstellen. Am meisten überrascht dabei, dass sich die untersuchten Freikorps teilweise bis zu drei Vierteln aus der Arbeiterschaft rekrutierten, während Weltkriegsoffiziere und Studenten weniger stark vertreten waren, als es die bisherige Literatur annahm. Im Sinne der lange dominanten Brutalisierungsthese von George Mosse waren die Freikorps ein wichtiges Bindeglied zwischen der Erfahrung des Ersten Weltkriegs und dem Aufstieg des Nationalsozialismus. Laut Pomplun aber lässt sich die Vorstellung von den Freikorps als Sammelbecken demobilisierter und brutalisierter Offiziere nicht empirisch belegen – im Gegenteil. Ob sich dieser Befund umstandslos auf alle norddeutschen Freikorps ausweiten lässt, ist zumindest im Hinblick auf die Marinebrigade Ehrhardt, aus der sich auch die Mitglieder der Organisation Consul rekrutierten, eher fraglich.

Pomplun öffnet seine Darstellung mit einer kurzen Ereignisgeschichte der Freikorps, deren Ursprünge er weniger im Stellungskrieg des Ersten Weltkriegs verortet als in dem »Schießerlass« des mehrheitssozialdemokratischen Reichswehrministers Gustav Noske vom 9. März 1919. Da führende Sozialdemokraten wie Friedrich Ebert und Noske im Bündnis mit Wilhelm Groener bewusst republikfeindliche Freiwillige zum Kampf gegen die vermeintliche kommunistische Bedrohung einsetzten, trugen sie zumindest eine Mitverantwortung für die massive Gewalteskalation der folgenden Wochen und Monate, die insbesondere in Berlin und München 1919 und im folgenden Jahr beim Kampf gegen die Rote Ruhrarmee zu extrem hohen Opferzahlen unter Kombattanten und Zivilisten führen sollte. Auch im Baltikum und in Oberschlesien waren die Freikorps für etliche Gräueltaten verantwortlich. Ob der sozialhistorische Ansatz Pompluns dazu beitragen kann, die besonderen Gewaltpraktiken und Rachegefühle der Freikorps zu erklären, ist weniger klar. Hier wäre ein methodischer Ansatz, der ideologische und situative Faktoren kombiniert, gewiss aussagekräftiger. Dennoch stellt Pomplun die wichtige Frage, ob es personelle Kontinuitäten zwischen den Gewaltunternehmern der Nachkriegsjahre und dem Nationalsozialismus gab.

In der Tat lassen sich biografische Kontinuitäten nachweisen. Viele der Freikorpsveteranen, die den Weg in die NSDAP fanden, unterstützten (wenig überraschend) die sozialrevolutionären Gruppierungen um Walther Stennes und Otto Strasser oder schlossen sich der SA an. Aber auch Spitzenfunktionäre der Partei oder der SS wie Hans Frank, Martin Bormann, Rudolf Hess und Heinrich Himmler waren ehemalige Freikorpsoldaten. Nach Einschätzung Pompluns handelt es sich allerdings um eine deutliche Minderheit: Nur ein Viertel der Freikorpsoldaten schlossen sich der NSDAP, der SA oder der SS an und ihre Bedeutung schrumpfte eher noch nach dem »Röhm-Putsch« von 1934. Im Reichssicherheitshauptamt als Schaltzentrale des nationalsozialistischen Terrors nach 1939 hatten nur etwa zehn Prozent des Personals eine Freikorpsvergangenheit, und diese war – wie etwa im Fall Reinhard Heydrichs – oft auch eher fiktiver Natur.

Pompluns Studie ist somit erstens ein wichtiges Korrektiv zu einigen lange dominanten Narrativen, insbesondere hinsichtlich der Annahme, in den Freikorps hätten Weltkriegsoffiziere und Studenten dominiert. Zweitens erlaubt seine Analyse personeller Kontinuitäten hin zu NSDAP, SA und SS eine klarere Aussage zu den Grenzen eines Ansatzes, der die Freikorps in erster Linie als Personalreservoir des späteren Nationalsozialismus deutete. Pompluns Buch ist somit ein wichtiger Beitrag zur Gewaltgeschichte der Weimarer Republik und zur Vorgeschichte der nationalsozialistischen Diktatur.

Robert Gerwarth
Dublin

Ein kritischer Jurist



**Knut Bergbauer, Sabine Fröhlich,
Stefanie Schüler-Springorum**

*Hans Litten – Anwalt gegen Hitler:
Eine Biographie*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2022, 384 S.,
€ 28,–

In der rechtslastigen Justiz der Weimarer Republik sticht ein junger Jurist heraus:

Hans Litten. Am 8. Mai 1931 lädt der 27-jährige Rechtsanwalt Adolf Hitler vor das Landgericht Berlin vor. Dort wird der Überfall des Berliner SA-Sturms 33 auf das Versammlungslokal Tanzpalast Eden verhandelt. Litten ist Nebenklägervertreter und treibt in seinem Verhör Hitler in die Enge, indem er die Gewaltbereitschaft der SA und NSDAP verdeutlicht und damit den Legalitätsanstrich der NSDAP gekonnt in Frage stellt. Hitler verliert im Prozess die Fassung und brüllt Litten mit hochrotem Kopf an.

Der Edenpalast-Prozess war einer von mehreren aufsehenerregenden Prozessen, die Hans Litten gegen die Nationalsozialisten führte. Litten agierte hier als »Anwalt gegen Hitler«, so auch der Untertitel des besprochenen Buches, das 2008 bereits unter dem Titel *Denkmalsfigur* erschien. Die Erschließung neuer Quellen, insbesondere zu Littens Jugend und seinen Aktivitäten in der jüdischen Jugendbewegung, veranlasste das Autorenteam zu einer überarbeiteten Neuauflage.

Geboren wurde Hans Litten 1903 in Halle (Saale) in die protestantische Professorenfamilie des Juristen Fritz Litten und seiner Frau Irmgard, geborene Wüst. Bereits 1906 zog die Familie nach Königsberg. Während die Mutter warmherzig und aufgeschlossen gewesen zu sein scheint, rieb sich Litten an dem konservativ-reaktionären Vater, einem Gegner der Demokratie. Dennoch nahm Litten das Jurastudium auf und legte 1928 das Assessorexamen in Berlin ab.

Deutlich zeigen die Autorinnen und der Autor den Suchprozess und Ausbruch Littens aus dem Schatten und Milieu des zum Christentum konvertierten Vaters: »Religiös zum Judentum, politisch nach links und ansonsten gegen alle ›Alte‹« (S. 33). Er schloss sich der Königsberger Ortsgruppe der »Kameraden« beziehungsweise dem »Schwarzen Haufen« an und wirkte an dessen sozialistiskommunistischer Politisierung mit, ohne sich von der Idee des »transzendierenden Verständnis[es] von Jugendbewegung« (S. 57) zu verabschieden.

Die Auflösung des Schwarzen Haufens im Frühjahr 1928 war für Litten ein tiefer Einschnitt. Während andere Aktive sich

parteipolitisch organisierten, blieben er, sein Freund Max Fürst und dessen spätere Frau Margot Meisel unabhängig. Mit Max Fürst wohnte Litten im damals armen Berliner Scheunenviertel. Er trat in die Kanzlei von Ludwig Barbasch ein, der der KPD nahestand. Litten engagierte sich mit Fürst und Meisel in der neu gegründeten Beratungsstelle »Jugend hilft Jugend«, wurde einer von etwa 340 Anwälten, die als solche für die Rote Hilfe aktiv waren. Die Biografie ordnet Litten dennoch dem »nicht-stalinistischen Flügel der deutschen Linken in der Weimarer Republik« (S. 10) zu.

Litten wirkte in zahlreichen politischen Prozessen in der Weimarer Republik mit. Er verteidigte engagiert, auch über die eigenen Kräfte hinaus und häufig ohne Honorar. Bergbauer, Fröhlich und Schüler-Springorum lassen die Leserinnen und Leser nah am Prozessgeschehen teilnehmen. Deutlich zeichnen sie das politische Klima am Ende der Weimarer Republik sowie die Exzesse im Rahmen des »Kampfes um die Straße« der Berliner SA und Littens juristische Anstrengungen zur Aufklärung nach. Aber auch sein politisches Engagement gegen die Sondergerichte, die 1932 eingerichtet wurden, wird gewürdigt.

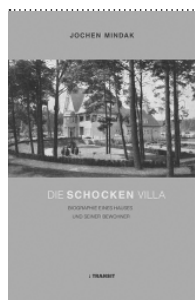
Die nationalsozialistische Bewegung konnte Littens Prominenz als politischer Anwalt und die öffentliche Vorführung Hitlers beim Edenpalast-Prozess nach der Machtübernahme nicht vergessen. In der Nacht vom 28. Februar 1933 wurde Litten festgenommen. Auf eine etwa fünfjährige Anwaltstätigkeit folgte ein fast ebenso langes Leiden in den deutschen Haftstätten und Konzentrationslagern: Vom KZ Sonnenburg über das Zuchthaus Brandenburg wurde er in die »Moorlager« im Emsland gebracht, ins KZ Lichtenburg und über Buchenwald schließlich im Oktober 1937 nach Dachau. Seine Mutter kämpfte unterdessen vergeblich für seine Freilassung. Am 5. Februar 1938 beging Litten Suizid.

Den Autorinnen und dem Autor gelingt es, mehr als nur den Menschen und Anwalt Hans Litten zu zeigen. Sie skizzieren auch eine (Teil-)Geschichte der (jüdischen) Jugendbewegung sowie des Widerstands gegen eine stärker werdende NS-Bewegung und den Untergang der Demokratie in Berlin. Viele Namen begegnen einem bei der Lektüre. Das in die Neuauflage des Buchs eingefügte Personenregister hilft bei der Spurensuche. Deutlich wird auch, wie die Veränderungen im KZ-System sich auf Littens Haftbedingungen auswirkten.

Durch die TV-Serie *BABYLON BERLIN* scheint Hans Litten nun auch weit über Deutschland hinaus bekannt geworden zu sein. Wer sich eingehender mit dem engagierten politischen Anwalt beschäftigen möchte, ist bei dem Buch *Hans Litten – Anwalt gegen Hitler* gut aufgehoben.

Thomas Altmeyer
Frankfurt am Main

Rekonstruktion eines Verlusts



Jochen Mindak

Die Schocken Villa. Biographie eines Hauses und seiner Bewohner

Berlin: Transit-Verlag, 2022, 144 S., € 20,–

Die Studie Jochen Mindaks setzt mit dem Verkauf eines 8.600 Quadratmeter großen Waldgrundstücks in der Nähe des Schlachtensees im Jahr 1906 ein. Der Käufer Gustav von Velsen beauftragte Hermann Muthesius (1861–1927), einen der Mitbegründer des Werkbunds, einen repräsentativen Wohnsitz für diesen Berliner Ort zu entwerfen. Muthesius trat für eine neue, sachliche Architektur ein, warb für die Schönheit der klaren, einfachen Formen. Mindak gibt Einblick in die Planung des weitläufigen Gebäudes und der Gartenanlage und stellt die Bedeutung für die Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts heraus.

Das Buch berichtet dann vom Verkauf des Hauses an den UFA-Direktor Eugen Staus und vom Ankauf des Gebäudes durch Salman Schocken drei Jahre später. Die Biografie des jüdischen Unternehmers, Verlegers und Philanthropen nimmt weiten Raum im Buch ein. Salman Schocken wohnte nur zwischen 1929 und 1933 in Berlin; er entschloss sich aufgrund der gegen ihn gerichteten antisemitischen Propaganda früh, Deutschland zu verlassen. Dass er das Zehlendorfer »Landhaus« erwarb, wird im Buch mit seinem sozialen Aufstieg erklärt. Schocken muss auch darauf vertraut haben, dauerhaft in Berlin bleiben zu können. Was ihn an der Muthesius-Villa reizte, bleibt offen. Mindak geht Schockens Interesse für Architektur und der Tätigkeit der Bauabteilung innerhalb der Schocken AG, den Kontakten zu Mitgliedern des Werkbunds und zum Bauhaus in Dessau nicht nach. Er berichtet stattdessen, allgemeiner, von den Schocken-Kaufhäusern, dem Verlag, von der Unterstützung jüdischer Einrichtungen, Schockens Arbeit in der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, aber auch von der Emigration der Familie, den Schocken-Bauten Erich Mendelsohns in Jerusalem, Verlagsgründungen in Tel Aviv und New York. Hier entfernt sich das Buch über viele Seiten hinweg von seinem Gegenstand und greift auf biografische Versatzstücke aus der Literatur, insbesondere die Arbeiten Stefanie Mahrsers zu Schocken, zurück, so dass ein Ungleichgewicht zwischen genau recherchierter Geschichte und Geschichte aus zweiter Hand entsteht. Mindak hätte dem erhellenden Zugang der Architektur- und Objektgeschichte stärker vertrauen können.

Die im Buch gezeigten Umstände, unter denen Schocken das aufwendig den eigenen Ansprüchen angepasste Haus aufgab und zu

Beginn der 1950er Jahre zurückforderte, lassen den fundamentalen Bruch mit jeder Idee einer »guten Ordnung« durch Entrechtung, Enteignung und Zwangsabgaben nach 1933 sowie die schwierige Auseinandersetzung in Deutschland mit dieser Geschichte in den 1950er Jahren aufscheinen. Offen bleibt, wie Schocken nach der Emigration auf das Haus in Zehlendorf zurückblickte und welche Bedeutung den aus Berlin nach Jerusalem geretteten Dingen zukam. Dennoch vermittelt der Band den materiellen und ideellen Verlust, für den das Haus bis heute steht und den auch der Zurückgewinn des Grundstücks durch Schocken nicht auffangen konnte. Der Bruch, den das Jahr 1933 als symbolisches Datum für den Unternehmer darstellte, erforderte – so lässt sich die titelgebende Priorisierung »Die Schocken Villa« verstehen –, gerade diesen Part in der wechselfallen Geschichte des Hauses wieder sichtbar zu machen.

Im Anschluss an den langen Part zu Schocken wendet sich das Buch noch einmal dem Zehlendorfer Haus zu, das 1938 mitsamt dem Grundstück auf den belgischen Konsul Ewald Schlundt überging. In der Nachkriegszeit beanspruchte die US-Militärverwaltung das Anwesen, bis sich 1950 der von der CIA finanzierte »Untersuchungsausschuss freier Juristen« hier einrichtete. Im Jahr 1958 deckte die DDR auf, dass der unter Pseudonym arbeitende Leiter seine NS-Vergangenheit verschwiegen hatte. Dieses Kapitel des Buchs, in dem sich die Nachkriegsgeschichte und die Geschichte des Kalten Kriegs in ihren vielfachen Verstrickungen in die Geschehnisse vor 1945 zeigen, ebenso wie die abschließende Skizze der Villa als temporärer Wohn- und Veranstaltungsort der Westberliner Hausbesetzerszene sind Stückwerk geblieben. Aneinandergereihte Zitate aus Zeitschriften überlagern die Stimme des Autors. Das ist schade, denn das Potenzial des Themas liegt darin, die Spannung von Kontinuitäten und radikaler Diskontinuität in der Geschichte des mittleren 20. Jahrhunderts an einem konkreten Gegenstand greifbarer zu machen. In der »Schocken Villa« verdichten sich zentrale Momente der deutschen und jüdischen Geschichte.

Lakonisch beschließt Mindak seine Studie mit dem Hinweis, dass die Villa 1982 geräumt und Ende der 1980er Jahre durch die Errichtung von 23 neuen Wohnungen auf dem Grundstück zum Teil eines »Wohnstandorts« wurde, der die von Muthesius geplante und von Schocken weitergedachte Einheit von Villa und Garten unkenntlich machte.

Caroline Jessen
Leipzig

Verräumlichte Feindbilder



Rosemarie Burgstaller

*Inszenierung des Hasses.
Feindbild-Ausstellungen im
Nationalsozialismus*

Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2022,
498 S., € 54,–

Die Nationalsozialisten, so legt Rosemarie Burgstaller eindrucksvoll dar, überzogen Deutschland und Europa mit einem Netz von gegen innere und äußere Feinde hetzenden Ausstellungen, die in der Stadt und in der Provinz, in kollaborierenden Ländern und besetzten Gebieten zu sehen waren. Die Autorin hebt die Bedeutung von Feindbildausstellungen als Instrument der NS-Propaganda hervor, rekonstruiert die Organisation des NS-Ausstellungswesens und zeigt, wie dessen Akteure thematische und inszenatorische Aspekte an den politischen und militärischen Zielen des NS-Regimes ausrichteten. Antisemitismus und Antibolschewismus bilden als dominante Ideologeme von NS-Feindbildausstellungen den Schwerpunkt der Untersuchung, es werden aber auch gegen Freimaurer, Slawen und Briten gerichtete Präsentationen einbezogen. Insgesamt entwirft Burgstaller das Bild einer durchgängigen Präsenz von zunehmend aufwendigen, Hass schürenden Ausstellungen, die zum Zweck hatten, die Bevölkerung zur Rechtfertigung von Verfolgung und Expansion in einen Zustand der »permanente[n] Mobilisierung« (S. 469) zu versetzen.

Burgstallers Ansatz, die Vorstellung einer Trennung zwischen Feindbildausstellungen auf der einen und auf Diffamierung verzichtenden Wirtschafts- und Kulturschauen auf der anderen Seite aufzubrechen, überzeugt. Sie schildert zum Beispiel, wie die »Braune Messen« genannten regionalen Wirtschaftsschauen der frühen 1930er Jahre antisemitische Hetze betrieben und so die anti-jüdischen Maßnahmen des NS-Regimes flankierten. Überregionale Wirtschaftsschauen, sogenannte politische Gauausstellungen, kontrastierten ab Mitte der 1930er Jahre die vermeintlichen Leistungen des Regimes mit den chaotischen Zuständen der Weimarer Republik und der Schreckensherrschaft des Bolschewismus. Hier, wie in NS-Feindbildausstellungen allgemein, ging die Herabwürdigung und Dämonisierung von zu Feinden erklärten Gruppen mit einer Überhöhung des nationalsozialistischen Selbstbilds einher.

Grundlegend für Burgstallers Analyse ist die Kategorie des Raums: von der Gestaltung der Ausstellungsräumlichkeiten über den Standort der Präsentation bis hin zum politisch-militärischen Raum, in dem die NS-Feindbildausstellungen ihre Wirkung entfalten sollten. Es ist vor allem die Verzahnung dieser Ebenen, die interessante

Erkenntnisse über die Entwicklung von Feindbildausstellungen im Kontext von NS-Diktatur und Zweitem Weltkrieg erlaubt. Sogenannte Grenzlandschauen etwa, die am östlichen Rand des Deutschen Reichs die Idee einer grenzüberschreitenden völkischen Verbundenheit befördern sollten, wurden bald von kriegslegitimierenden »Volkstumsausstellungen« abgelöst, die die Ziele der territorialen Expansion und kolonialen Ausbeutung alles andere als verhehlten. Eine ähnliche Radikalisierung arbeitet Burgstaller in Bezug auf die NS-Verfolgungspolitik heraus. Antisemitische Ausstellungen gingen oft mit antijüdischen Maßnahmen einher oder nahmen diese vorweg, wurden im Krieg auf kollaborierende Länder und besetzte Gebiete ausgedehnt und besonders im Osten bis in entlegene Regionen getragen.

Burgstallers Darstellung ist dort am prägnantesten, wo sie die Räumlichkeiten von Ausstellungen rekonstruiert, um thematische Strukturen und Strategien der Inszenierung zu veranschaulichen. Besonders gelungen in dieser Hinsicht erscheinen die Kapitel zu den Großausstellungen »Der ewige Jude« (1937) und »Das Sowjetparadies« (1941). Sie beschreiben Rundgänge, die das Spezifische der räumlich-visuellen Gestaltung ebenso zur Geltung bringen wie Kontinuitäten und Wandlungen der NS-Propaganda. Sicherlich sind nicht alle NS-Feindbildausstellungen derart gut dokumentiert. Gleichwohl würde man sich in manchen anderen Kapiteln des Buchs eine ähnlich tiefgehende Auseinandersetzung mit Gestaltungsfragen wünschen, nicht zuletzt, da sich die Monografie als Beitrag zur Visual History versteht.

Insgesamt zeigt Burgstaller, dass NS-Feindbildausstellungen eine Vielzahl an recht unterschiedlichen Mitteln einsetzten und Reaktionen provozierten, um Hass gegen bestimmte Gruppen zu mobilisieren. Antisemitische Ausstellungen zum Beispiel versuchten einerseits, durch visuelle Strategien wie Verzerrungen der Physiognomie oder die Assoziation mit Unreinem Abscheu zu erregen, andererseits konnten Darstellungen eines die deutsche Gesellschaft angeblich beherrschenden jüdischen Einflusses den Neid der Besucherinnen und Besucher ansprechen. In Bezug auf die Sowjetunion wurden nicht nur »Angstbilder« verbreitet, die eine Bedrohung durch den Bolschewismus beschworen und dessen Brutalität betonten, sondern auch auf den Hochmut der Besucherinnen und Besucher zielende Inszenierungen von Misswirtschaft und des daraus resultierenden Elends. In NS-Feindbildausstellungen, so hält Burgstaller fest, »wurden bestehende Vorurteile verdichtet und [...] als gesellschaftliche Norm verankert« (S. 470). Weiterführend wäre genauer zu untersuchen, auf was für Vorbilder sie dabei zurückgreifen konnten, etwa aus der Tradition der Kolonialausstellungen oder aus der Feindpropaganda des Ersten Weltkriegs.

Axel Bangert
Köln

Sportpresse im Dienst des Regimes



Lorenz Peiffer, Henry Wahlig (Hrsg.)

»Einig. Furchtlos. Treu.«

*Der Kicker im Nationalsozialismus –
eine Aufarbeitung*

Bielefeld: Verlag Die Werkstatt, 2022,
432 S., 39,90 €

Der *Kicker*, 1920 von dem jüdischen Fußballpionier Walther Bensemann gegründet, ist bis heute das führende Fußballfachblatt in Deutschland. Aus Anlass seines 100-jährigen Jubiläums hat das Magazin zwei Historiker mit der Aufarbeitung seiner Entwicklung in der Zeit des Nationalsozialismus beauftragt, die nunmehr das Ergebnis mit Unterstützung zahlreicher in- und ausländischer Experten vorgelegt haben.

Der Buchtitel rührt von einer Überschrift der Ausgabe vom 5. September 1939 her. In einem ganzseitigen Leitartikel schwor der Chefredakteur die Leser auf den »Abwehrkampf« ein und sah die »Kriegstreiber« »jenseits des Kanals« (S. 10). »Einen besseren Propagandisten für die nationalsozialistische Lügenpolitik hätten die Nazis nicht finden können«, so das historische Urteil (ebd.). Erkennbar wurde Sportpublizistik zu einem zentralen Sprachrohr der NS-Propaganda.

Quellengrundlage für die Untersuchung ist die nahezu komplett vorliegende Sammlung aller Ausgaben. Dagegen musste auf weitere interne Quellen verzichtet werden, da diese bei einem Luftangriff auf Nürnberg durch einen Brand vernichtet worden waren. Unterlagen zu namentlich bekannten Redakteuren aus dem Berlin Document Center und Entnazifizierungsakten aus Stadt- und Landesarchiven ergänzen das Quellenkorpus.

Das Werk gliedert sich in drei Teile. Im ersten Großkapitel wird der rasche Wandel des Blattes zu einem linientreuen Medium der NS-Propaganda gezeigt. Weiterhin deckt ein umfangreicher Abschnitt mit biografischen Skizzen das Netzwerk der *Kicker*-Redakteure in der NS-Zeit und darüber hinaus auf. Viele von ihnen wirkten auch nach 1945 in einflussreichen Positionen des westdeutschen Journalismus. Ein zweiter Teil widmet sich der »Auslandsberichterstattung des *Kicker* im Spiegel der NS-Expansionspolitik«. Dabei geht es unter anderem um die Sichtweisen auf Fußball und Politik in England, Italien, Polen oder in der »Ostmark«. Der letzte Teil des Buchs behandelt die Entnazifizierung von *Kicker*-Redakteuren und das Erbe Walther Bensemanns, der 1933 ins Schweizer Exil gezwungen worden war und dort im Jahr darauf verstarb.

Die mehr als zwanzig Beiträge kommen durchaus zu unterschiedlichen Bewertungen des Themas. Mit Blick auf die ersten

Jahre des NS-Regimes mahnte Erik Eggers 2007 zur Vorsicht vor dem Bild einer »schnellen kompletten Gleichschaltung«. Das Propagandaziel sei in den Vorkriegsjahren immer wieder unterlaufen worden, das Blatt sei für »Startum« und »Personenkult« gerügt worden. Die beiden Herausgeber sehen in ihrem Beitrag nunmehr einen Verlauf vom »unpolitischen Fußballblatt zum linientreuen Medium« (S. 31). So entwickelte sich das Blatt zu einem »Werkzeug der geistigen Kriegsführung«, das »ganz in den Dienst der nationalsozialistischen Kriegspropaganda« trat (S. 45). Schärfer urteilt Moshe Zimmermann: »Ab 1933 war der *Kicker* nicht nur in seiner grundsätzlichen Ausrichtung regimetreu, sondern auch antisemitisch eingestellt« (S. 206). In seinem Beitrag »Fußball im Dienste des Antisemitismus« unterzieht er auch einen Text des Redakteurs Franz Richard Behrens einer eingehenden Analyse, den er für einen »Befürworter der radikalsten Judenpolitik« (S. 221) hält. Behrens wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in Ostdeutschland schnell wieder aktiv, sein literarisches Gesamtwerk wurde 2012 neu aufgelegt. Dies ist nur ein Beispiel aus den biografischen Skizzen, die die beiden Herausgeber auf gut 70 Seiten zusammengestellt haben.

Thomas Urban untersucht die Rezeption der Länderspiele Deutschland gegen Polen während der NS-Zeit im *Kicker* und in seinem polnischen Pendant *Przegląd Sportowy*. Dabei wird der »Wandel von der Kooperation zur Konfrontation« (S. 280) in der Berichterstattung recht deutlich. Mannschaftsführer der Deutschen beim Spiel in Breslau 1935 war Rudolf Gramlich, »der während des Krieges die SS-Sportgemeinschaft Krakau führte und nach dem Krieg wegen seiner Beteiligung an den Aktionen gegen Krakauer Juden vor Gericht stand« (S. 278). Maximilian Aigner hat ihm 2020 in der Studie des Fritz Bauer Instituts über die Vereinsführer von Eintracht Frankfurt ein umfangreiches Kapitel gewidmet. Einen überraschenden Befund liefert der Beitrag von David Gilgen. Trotz der Vorbildfunktion Italiens für das nationalsozialistische Deutschland scheute das Magazin eine systematisch vergleichende Analyse, denn diese hätte auch das Profitum in der italienischen Liga als Grundlage für deren sportliche Erfolge thematisieren müssen. Bis zur Einführung der Fußballbundesliga 1963 pflegte man in Deutschland den Mythos des Amateurs. Eine explizite Verknüpfung von sportlichen Erfolgen mit der faschistischen Politik kam folglich im *Kicker* nicht vor.

Die Beiträge fördern zahlreiche spannende, bis dato weitgehend unbekannte Ereignisse und Ergebnisse zutage. Das Werk ist nicht nur mit Blick auf die Geschichte des Sportjournalismus im Nationalsozialismus von Bedeutung, sondern es liefert auch grundlegende Erkenntnisse zur Gesellschaftsgeschichte der NS-Zeit. Zugleich verweisen die Autorinnen und Autoren an verschiedenen Stellen auf bestehende Forschungslücken.

Martin Liepach
Fritz Bauer Institut

»Modell- und Ausbildungslager«



Hermann Kaienburg

*Das Konzentrationslager Sachsenhausen
1936–1945.*

Zentrallager des KZ-Systems

Berlin: Metropol Verlag, 2021, 733 S.,
€ 39,–

Das Konzentrationslager Sachsenhausen wurde im Sommer 1936 nahe der Reichshauptstadt Berlin eingerichtet; bis Mai 1945 inhaftierte die SS dort und in den zahlreichen Außenlagern rund 190.000 Menschen, mehr als 40.000 von ihnen überlebten die Haftbedingungen, die Misshandlungen und die Zwangsarbeit nicht, Tausende fielen blankem Mord zum Opfer. Sachsenhausen war das »Muster- und Ausbildungslager«, von dort aus wurden mehrere neue KZ gegründet und Zehntausende von Häftlingen auf andere Lager verteilt (S. 19).

Dem Hamburger Historiker Hermann Kaienburg, der sich seit den frühen 1980er Jahren vor allem mit den Konzentrationslagern im NS-Staat sowie mit der SS befasst und mit seiner Dissertation zur Geschichte des KZ Neuengamme¹ und seiner Habilitation zur »Wirtschaft und zum Arbeitseinsatz der SS«² wegweisende Studien veröffentlicht hat, ist nun eine umfassende Gesamtdarstellung der Geschichte des Konzentrationslagers Sachsenhausen zu verdanken.

Aufbau und Inhalt des – um es vorwegzunehmen – in jeder Hinsicht gewichtigen Werks können hier nur in den Grundzügen umrissen werden: In einem einführenden Kapitel skizziert Kaienburg das System der Konzentrationslager von der Entstehung der »frühen« KZ und ihrer Opfer über die Verfestigung des KZ-Systems, die mit einer Systematisierung der Gewalt einherging, und den Aufbau neuer Lager durch die Inspektion der Konzentrationslager ab 1936 bis hin zur Funktion der KZ im Zweiten Weltkrieg, in dem diese im »Spannungsfeld zwischen Repression und Wirtschaftsinteressen« (S. 65) standen. Hierauf folgt eine kurze Darstellung der baulichen und wirtschaftlichen Entwicklung des KZ Sachsenhausen, seiner Organisation durch die SS, des perfiden Systems der Funktionshäftlinge und schließlich der Entwicklung der »Häftlingsgesellschaft« im Lager, die sich zunächst aus Reichsdeutschen, schließlich im Krieg aber aus Häftlingen aus 16 Nationen zusammensetzte, darunter Tschechen, Polen, Norweger, Spanier und Sowjetbürger.

Ausführlich befasst sich Kaienburg mit den »Existenzbedingungen« der Häftlinge, zunächst in der Vorkriegszeit, dann in der ersten Phase des Kriegs von September 1939 bis 1942 und schließlich in der Zeit von 1942 bis 1945, als die Ausbeutung der Arbeitskraft der Häftlinge immer mehr an Bedeutung gewann. Die drei Phasen betrachtet er systematisch entlang folgender Blickachsen: der Drangsalierung der Häftlinge und der Gewalt im Lageralltag (für die Kriegszeit wird deutlich gemacht, welche Personengruppen besonders schlecht behandelt wurden – darunter aber immer die jüdischen Häftlinge), der Ernährung, Bekleidung und Unterbringung der Inhaftierten, dem Schicksal Kranker, den Kontakten zur Außenwelt und schließlich dem Zwangsarbeitseinsatz der Häftlinge. Ein eigener Abschnitt ist den Medizinverbrechen im KZ Sachsenhausen gewidmet, zu denen unter anderem Versuche an Tuberkulosekranken zählten. Hieran schließt sich eine Darstellung der verschiedenen Mordaktionen im KZ Sachsenhausen an, denen Lagerinsassen wie auch externe Gefangene zum Opfer fielen, die eigens zur Tötung nach Sachsenhausen überstellt worden waren, darunter mehr als 10.000 sowjetische Kriegsgefangene.

Ausführlich behandelt Kaienburg die verschiedenen Formen der Selbstbehauptung, der Solidarität und des Widerstands der Häftlinge angesichts der alltäglichen Erniedrigung und Gewalt: so etwa, nachdem am 16. und am 18. Oktober 1941 insgesamt 2.500 sowjetische Kriegsgefangene als sogenannte Arbeitsrussen im Lager eingetroffen waren und »dort unter den schlimmsten Bedingungen hausen« mussten, »die es bis dahin in Sachsenhausen gegeben hatte« – was »zu einer breiten Hilfsbereitschaft unter den anderen Häftlingen« führte, die der eigenen Not zum Trotz Lebensmittel sammelten (S. 243). Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass man »nur durch Freundschaften und durch Zugehörigkeit zu Gruppen« überleben konnte (S. 525).

Abschließend werden die Geschichte des KZ Sachsenhausen in der Endphase des Kriegs, die Todesmärsche bei der Evakuierung des Lagers, die Sterblichkeit der verschiedenen Häftlingsgruppen und die Gesamtzahl der Toten im Lager skizziert. Die Nachgeschichte des KZ Sachsenhausen, das heißt dessen Nutzung als »Speziallager« durch die sowjetische Besatzungsmacht, die Strafverfolgung der Täter und die Einrichtung der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen, wird auf nur wenigen Seiten abgehandelt (S. 500–508), ist aber auch nicht Gegenstand dieses Buches. Ein tabellarischer Anhang verdeutlicht schließlich die Belegung des KZ Sachsenhausen inklusive seiner Außenlager, die monatlichen Zugänge und Entlassungen sowie die Sterblichkeit im Lager im Zeitverlauf. Hermann Kaienburg hat auf breiter Quellenbasis das »Zentrallager des KZ-Systems« grundlegend erforscht. In Zukunft wird man nicht nur bei der Beschäftigung mit der Geschichte des KZ Sachsenhausen, sondern auch bei der Erforschung der Konzentrationslager im »Großdeutschen Reich« generell nicht umhinkommen, dieses überaus beeindruckende Werk zu rezipieren.

Jörg Osterloh
Fritz Bauer Institut

¹ »Vernichtung durch Arbeit« – Der Fall Neuengamme. Die Wirtschaftsbestrebungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen, Bonn 1990 (2. Aufl. 1991).

² Die Wirtschaft der SS, Berlin 2003.

Eine andere Geschichte von Stutthof



Ruth Schwertfeger

A Nazi Camp near Danzig.

Perspectives on Shame and on the Holocaust from Stutthof

London u.a.: Bloomsbury, 2022, 272 S.,
€ 105,30

Auch in Deutschland wurde die Erinnerung an das KZ Stutthof lange Zeit eher vernachlässigt: Zwar gab es vereinzelte Untersuchungen, doch – anders als in Polen – nahm die Terrorstätte unweit von Danzig keine zentrale Position im Fachdiskurs oder dem öffentlichen Gedenken ein. Das hat sich freilich mit den Prozessen gegen den ehemaligen Wachmann Bruno Dey und die vormalige Sekretärin des KZ-Kommandanten Paul Werner Hoppe, Irmgard Furchner, geändert. Obwohl die beiden Angeklagten durch ihr beharrliches Schweigen beziehungsweise ihr konsequentes Leugnen kaum dazu beitrugen, dass man mehr über die komplexe Geschichte des Lagers erfuhr, haben die Aussagen ehemaliger Häftlinge und ihrer Angehörigen sowie die ausführlich in der Presse referierten Gutachten von Historikern doch dazu geführt, dass in der Öffentlichkeit ein durchaus vielschichtiges Bild des Konzentrationslagers entstehen konnte. Insofern unterscheidet sich die aktuelle Situation hierzulande sicher von der in der englischsprachigen Welt, für die Ruth Schwertfeger in ihrer Monografie zu Stutthof zu Recht feststellt, dass eine Überblicksdarstellung »much needed« (S. 3) sei. Für diese geht die Germanistin einen ungewöhnlichen Weg: Gerade zu Beginn ihres Werks lässt sie häufig den Literaturnobelpreisträger Günter Grass zu Wort kommen, der in seiner Danziger Trilogie (1959–1963) und seiner Autobiografie *Beim Häuten der Zwiebel* (2006) immer wieder auch auf das Lager verweist.

Allerdings bleiben diese Bezüge in Grass' Prosa häufig wenig konkret, sie eröffnen sogar Leerstellen, die die Leserinnen und Leser selbst füllen müssen. Das aber illustriert die damalige Haltung der (deutschen) Danziger zu »ihrem« Lager ganz gut, denn so genau wollte man es eben nicht wissen, was da wenige Kilometer entfernt von der einst Freien Stadt vor sich ging. Im Verlauf des Buchs werden die Zitate von Grass weniger, die realen Opfer des Lagers übernehmen und geben ein ziemlich genaues Bild von den Zuständen vor Ort.

Dass Historikerinnen und Historiker mit Schwertfegers Art, deren Geschichte zu erzählen, ihre Probleme haben könnten, deutet die Autorin selbst in ihrer Danksagung an, wenn sie davon berichtet, dass Kritiken im Peer-Review-Verfahren »a vital source of correction, if not always of encouragement« gewesen seien (S. IX). Das

mag auch daran liegen, dass Schwertfeger Ausdrücke wie »Kristallnacht« (z.B. S. 22) verwendet, die im Fachdiskurs inzwischen eher vermieden werden. Dazu kommen kleinere Sachfehler, die durch ein konsequentes Fachlektorat hätten vermieden werden können: Julius Streicher war beispielsweise nicht »the editor of the *Völkischer Beobachter* and *Der Stürmer*« (S. 13). Und dennoch gelingt es der Autorin, die wechselvolle Geschichte Stutthofs, das nach Vorarbeiten im Juli und August 1939 ab dem 2. September 1939 zunächst als Zivilgefangenenlager fungierte, genau herauszuarbeiten. In ihrem ersten Kapitel untersucht sie »Danzig's significance for the Nazi regime, both emblematically, and as an incubator in the 1930s for Nazi ideology, specifically the development of *Deutschum*/Germanism« (S. 1). Hier ist es vor allem die Rolle des Gauleiters und Hitler-Freundes Albert Forster, die Schwertfeger ausführlich analysiert. Danach nimmt sie hauptsächlich jene Danziger in den Blick, die nach dem Überfall auf Polen zu den Ersten gehörten, die in das Lager eingeliefert wurden.

Zwei weitere Kapitel beschreiben die Entwicklung des Lagers sowie seine Beziehungen zu Danzig bis zur und nach der Eingliederung in die Inspektion der Konzentrationslager im Januar 1942. Auch die Auswirkungen des Kriegsverlaufs auf das Wachpersonal und die Lebensbedingungen der Häftlinge werden hier ausführlich diskutiert.

Ein letztes Kapitel rekonstruiert, wie Danzig zum Ausgangspunkt für Tausende von Flüchtlingen wurde, die vor den heranrückenden sowjetischen Truppen aus der Stadt flohen.

Der Epilog schließlich wendet sich gegenwärtiger polnischer Literatur zu, die sich mit Danzig und den Beziehungen zwischen der einstigen Freien Stadt und dem Lager auseinandersetzt. Schwertfeger zeigt eindrucksvoll, dass ihr Ansatz, auch (fiktional) Literatur in ihre Darstellung einzubeziehen, trägt, wobei sie zu Recht versichert: »The inclusion of literature does not imply a competition between modes of telling history. Archival data are the foundation of telling history but literary voices add a dimension that illumine and clarify the data.« (S. 5) In der Tat kann sie dabei auch Themen behandeln, die eine Mikrogeschichte von Stutthof sonst wohl eher ausblenden würde: »It pertains to the deep sense of guilt and shame that Grass expressed about his personal experience fighting on the side of Nazi Germany.« (ebd.) Doch der aus einer kaschubischen Danziger Familie stammende Autor kommt laut Schwertfeger in ihrem Buch vor allem deshalb so oft zu Wort, weil er »correctly understood that ordinary people bore the brunt of the suffering that the ideology of Germanism and its subsequent consequences inflicted on the annexed territory« (S. 46). Ihr ist so eine bemerkenswert andere Geschichte des »Nazi camp near Danzig« gelungen.

Sascha Feuchert
Gießen

Widerstand und Selbstbehauptung



Anne-Christin Klotz

Gemeinsam gegen Deutschland.

Warschauer jiddische Presse im Kampf gegen den Nationalsozialismus (1930–1941)

Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2022, 534 S., € 102,95

Das Buch von Anne-Christin Klotz ist eine faszinierende Untersuchung darüber, wie die polnischen Jüdinnen und Juden auf die Entwicklungen im Deutschland der Zwischenkriegszeit reagierten und wie die Beschaffung, Verarbeitung und Verbreitung von Informationen sowie deren Nutzung für konkrete Interventionen zusammenhingen. Die Fallstudie untersucht die Warschauer jiddische Presse zwischen 1930 und 1941 und zeigt, wie sie im Kampf gegen Antisemitismus zu einer wichtigen Kommunikations- und Informationsplattform wurde, aber auch zu einem Medium, das die sich rasch wandelnde Lage der jüdischen Bevölkerung sowohl in Deutschland als auch in Polen dokumentierte und diese zu Protest- und Solidaritätsaktionen zusammenführte. Klotz demonstriert meisterhaft, wie jiddische Journalisten und Presseverleger ebenso wie eine ganze Generation jüdischer Intellektueller, Ethnografen und Historiker damit dem von Simon Dubnow nach dem Pogrom von Kischinew 1903 formulierten Appell folgten, ein jüdisches Geschichtsbewusstsein durch Selbsthilfe, aktive Selbstverteidigung sowie das Zusammentragen und Dokumentieren antijüdischer Gewalt zu schaffen.

Während es inzwischen viele umfangreiche Studien zur Wahrnehmung der ost- und ostmitteleuropäischen Judenheiten durch das westeuropäische Judentum gibt, nimmt Klotz die entgegengesetzte Perspektive ein und untersucht, wie der Osten den Westen verstanden hat. Dabei zeigt sie, dass die osteuropäischen Juden keineswegs eine Gruppe ahnungsloser, passiver Opfer waren, die mit dem Überfall auf Polen im September 1939 plötzlich in den Sog der antijüdischen Politik der Nationalsozialisten gerieten. Im Gegenteil, so kann Klotz demonstrieren, waren sie sich zu diesem Zeitpunkt als Gemeinschaft voll und ganz bewusst, was in Deutschland geschah, und reagierten aktiv darauf, sowohl individuell als auch kollektiv. Damit knüpft sie an neuere Arbeiten an, die die Kluft zwischen der Geschichte der Juden in der Zwischenkriegszeit und dem Holocaust zu schließen suchen, und wirft ein neues Licht auf unser Verständnis des jüdischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus.

Das eindrucklichste Beispiel, das Klotz in ihrer Untersuchung heranzieht, ist die Reaktion der jiddischen Presse auf die sogenannte Polenaktion, bei der NS-Deutschland 1938 etwa 17.000 Jüdinnen

und Juden polnischer Staatsbürgerschaft die Aufenthaltsgenehmigung entzog und 10.000 von ihnen in die polnischen Grenzstädte zwangsumsiedelte. Polen wiederum war nicht bereit, sie aufzunehmen, was dazu führte, dass sich Tausende von Geflüchteten in einem Schwebezustand wiederfanden. Sie lebten in ehemaligen Kasernen, die meisten von ihnen in einem Sammellager in Zbąszyń. Einigen gelang es schließlich, in Polen zu bleiben – im August 1939 lebten 1.740 deutsch-jüdische Geflüchtete in Warschau, der Großteil von ihnen mit Unterstützung jüdischer Gemeinde- und Hilfsorganisationen. Im Nachgang der Polenaktion wurde die jiddische Presse zu einer wichtigen Aktionsplattform: Sie informierte die jüdische Gemeinde über die unmittelbaren Bedürfnisse der Deportierten, vernetzte diese mit Familienangehörigen, vermittelte ihnen Arbeit und Unterkunft in Polen oder Visa für die Ausreise. Durch ihre Gespräche mit den Abgeschobenen erhielten die Journalisten auch verlässliche Informationen aus erster Hand über die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung in Deutschland, die sie an eine breite Öffentlichkeit weitergaben.

Klotz analysiert nicht nur den Inhalt der jiddischen Tageszeitungen sehr genau, sie wirft auch einen Blick auf deren Autoren und Herausgeber sowie die Entscheidungen, die diese auf der Grundlage ihres sich stets wandelnden Wissens über die Situation der jüdischen Bevölkerung in Polen trafen. Auf diese Weise rückt sie viele polnisch-jüdische Intellektuelle, die auf Jiddisch publizierten, in den Fokus der wissenschaftlichen Auseinandersetzung – viele von ihnen wichtige kulturelle Persönlichkeiten der Zwischenkriegszeit, die heute fast vergessen sind. Besonders hilfreich ist in diesem Zusammenhang der Anhang mit Kurzbiografien der wichtigsten im Buch erwähnten jiddischen Intellektuellen.

Die Aktivitäten von Klotz' Protagonisten haben das Schicksal der polnischen Jüdinnen und Juden nicht verändert und auch die Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten nicht aufgehalten. Doch wenn wir aufhören, sie durch das Prisma des Holocaust zu betrachten, und sie stattdessen so sehen, wie Klotz es tut, können wir sie als das wahrnehmen, was sie wirklich waren: Anführer gemeinschaftlichen Protests und Boykotts sowie erster Akte des Widerstands gegen die antijüdische Politik NS-Deutschlands.

In ihrem Werk konzentriert sich Klotz auf Warschau, das politische und kulturelle Zentrum der polnischen Juden während der Zweiten Polnischen Republik und damit auch der jüdischen Presse. Wie sie selbst richtigerweise schreibt, wäre es faszinierend, diese Studie auf andere Orte auszudehnen und die Reaktion der jüdischen Gemeinschaft auf Nachrichten aus Deutschland sowohl in den großen jüdischen Ballungsräumen als auch in kleineren Gemeinden zu zeigen. Ihre Arbeit ist ein perfekter Ausgangspunkt für dieses Unterfangen.

Katarzyna Person
Warschau

Trennungsmomente im Ausnahmezustand



**Wiebke Lisner, Johannes Hürter,
Cornelia Rauh, Lu Seegers (Hrsg.)**

*Familientrennungen im
nationalsozialistischen Krieg. Erfahrungen
und Praktiken in Deutschland
und im besetzten Europa 1939–1945*
Göttingen: Wallstein Verlag, 2022, 379 S.,
€ 34,–

»Relativ kurze Trennungen und endgültiger Verlust markieren die Spanne, innerhalb derer sich die Trennungserfahrungen bewegten« (S. 323). Mit dieser Feststellung aus dem Beitrag von Carlos Alberto Haas sind Anspruch und Ausrichtung des Sammelbandes umrissen, der im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte München–Berlin als fünfter Teil der Reihe »Das Private im Nationalsozialismus« erschienen ist: Die neben einer ausführlichen inhaltlichen Einleitung der Herausgebenden insgesamt zwölf Beiträge untersuchen denk- und nachweisbare zwischenmenschliche Trennungsmomente, die der permanente Ausnahmezustand des von NS-Deutschland im September 1939 durch den Überfall auf Polen entfachten Kriegs mit sich brachte. Dabei geht es nicht nur generell um die Familie im nationalsozialistischen Krieg und ihre (De-)Konstruktion. Die zwei weiteren Themenblöcke behandeln vor allem Familien in der deutschen Kriegsgesellschaft und innerhalb der osteuropäischen Besatzungsgesellschaften. Haas nimmt beispielsweise jüdische Familien in den während des Zweiten Weltkriegs von Deutschen okkupierten Gebieten Ostmittel- und Osteuropas in den Blick, die durch Verfolgung, Flucht, Deportation, Ghettoisierung und Vernichtung auseinanderbrachen.

Thematisiert und untersucht werden jedoch keineswegs ausschließlich Familien, verstanden als einheitliche Kernfamilien, die sich aus Vater, Mutter und ihren leiblichen Kindern zusammensetzten und die als »Keimzelle[n] des Staates« (S. 18) auch zu einem Schwerpunkt der nationalsozialistischen »Volksgemeinschafts«-Ideologie avancierten. Die Einzelstudien bieten sehr viel mehr, indem sie unterschiedliche Konstellationen von familiären Gemeinschaften und (Ehepaar-)Beziehungen ebenso beleuchten wie die vielfältigen Herausforderungen, die im Zuge des Krieges und angesichts der dadurch verursachten Trennungssituationen hiermit verbunden waren. So kann etwa Isabel Heinemann in ihrem Beitrag nachweisen, dass »Familie als Relais der nationalsozialistischen In- und Exklusionspolitik [...] funktionierte« (S. 78), wenn ganze Familiengefüge unter dem Diktum von »Rassenauslese« und »Germanisierung« umgesiedelt, deportiert, aufgelöst und gegebenenfalls neu zusammengesetzt

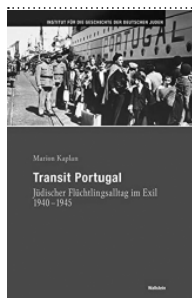
wurden. Kathrin Kiefer und Markus Raasch gelangen des Weiteren in ihrer Analyse explizit kindlicher Perspektiven auf Familienleben im Zweiten Weltkrieg unter anderem zu dem Schluss, dass gerade ältere Kinder durch Trennungen umfangreicher in die Verantwortung gerieten und Aufgaben von Erwachsenen übernehmen mussten, was das Miteinander von Geschwistern stärken und dezidiert zur Entlastung der Angehörigen beitragen konnte.

Zentrale Quellen sind Briefe und Tagebücher. Sie scheinen als Ego-Dokumente in besonderem Maß dazu geeignet, persönliche Wahrnehmungsweisen, Wünsche und Bedürfnisse abzubilden, Beziehungs- und Kommunikationsgeflechte sowie innerfamiliäre Austauschungsprozesse nachzuvollziehen. Katerina Piro kann anhand der Feldpostkorrespondenz von Ernst und Irene Guicking detailliert beschreiben, wie ein Paar, das als zur »Volksgemeinschaft« gehörig Kinder bekommen durfte und sollte, die Familienplanung unter den Umständen der durch den Krieg hervorgerufenen Trennung anging: Die beiden hatten sich 1937 in Gießen kennengelernt und an Weihnachten 1939 geheiratet. Er stand als Berufssoldat im Feld und nahm an Kampfhandlungen in Frankreich teil, sie hingegen war zunächst noch berufstätig und lebte dann in der gemeinsamen Wohnung in Gießen. Die Ehepartner hielten dennoch stets Kontakt zueinander, bekamen 1940 sogar ihr erstes Kind und wuchsen somit zu einer Familie zusammen. Demgegenüber legt Olga Radchenko auf der Grundlage von überlieferten Briefen jüdischer Flüchtlinge und Deportierter im sowjetisch besetzten Ostpolen einerseits und ihrer in den deutsch besetzten Gebieten verbliebenen oder ins Ausland verzogenen Angehörigen andererseits dar, wie dramatisch Familientrennungen sich vollziehen konnten und wie zwischen den Betroffenen explizit mithilfe von Briefen hierüber verhandelt wurde. Sie hält zusammenfassend fest, dass die im gegenseitigen Schreiben artikulierte Hoffnung der jüdischen Familien, »nach Flucht, Vertreibung und Deportation wieder zusammenzukommen«, mit dem Lauf der Zeit schwand und sich »in den meisten Fällen als Illusion [erwies]« (S. 298).

Indem die Herausgebenden eine facettenreiche Mischung von Untersuchungen zu familiärem Miteinander und dessen teils unvermeidlicher Auftrennung sowie teils bewusster Zerstörung im Rahmen von Krieg und Besatzung präsentieren, gelingt es ihnen, nachzuweisen, dass Familienkonzepte und -strukturen fluide sind, dass die Trennung von Familien trotz der jeweiligen Unterschiede »in jedem Fall die Erfahrungswelten und den »außeralltäglichen Alltag« im Krieg [prägten]« (S. 31). Nicht zuletzt deshalb muss dieses Themengebiet auch noch weiter beforscht werden.

Mirjam Schnorr
Fritz Bauer Institut

Zuflucht am Rande Europas



Marion Kaplan

Transit Portugal.

*Jüdischer Flüchtlingsalltag im Exil
1940–1945*

Aus dem US-Amerikanischen von Felix
Kurz und Daniel Fastner,
Göttingen: Wallstein Verlag, 2022, 373 S.,
€ 42,–

Schon ab 1933, besonders aber nach der Okkupation Frankreichs im Juni 1940, wurde das im Zweiten Weltkrieg neutrale Portugal zum Ziel Zigtausender, vor allem jüdischer Flüchtlinge, die versuchten, Europa per Schiff zu verlassen. Marion Kaplan, Skirball Professor of Modern Jewish History an der New York University, hat sich in einer 2020 auf Englisch erschienenen Monografie mit dem Transitland Portugal befasst. Anlass dazu war der Fund eines Konvoluts ungeöffneter Briefe im Archiv des New Yorker Museum of Jewish Heritage. Diese stammten von Personen in den von Deutschland besetzten Gebieten und hatten die Adressatinnen und Adressaten in Portugal nie erreicht. Kaplan war die Erste, die sie zu lesen bekam. In einem sehr persönlichen Vorwort schreibt sie über diese Erfahrung: »[M]ehr als siebenzig Jahre später sprechen die ungeöffneten Briefe zu uns. Sie vermitteln persönliche Traumata in einer Weise, wie es die konventionelle Geschichtsschreibung nicht vermag.« (S. 10)

Hitler's Jewish Refugees. Hope and Anxiety in Portugal heißt die englische Originalausgabe. Der deutsche Titel klingt wesentlich nüchterner, doch Kaplan präsentiert zahlreiche Momente von Hoffnung und Angst. Ihr Ansatz ist ein emotionsgeschichtlicher. Sie analysiert die Gefühle, die Flüchtlinge in ihren Briefen, Tagebüchern und Memoiren angesichts verschiedener Situationen schildern, und zeichnet so ein lebendiges Bild des Flüchtlingslebens in Portugal.

In sieben Kapiteln gibt Kaplan einen guten Einblick in die Innen-, Außen- und Asylpolitik des portugiesischen *Estado Novo* und beschreibt zudem detailliert Fluchtrouten. In der portugiesischen Bevölkerung war Antisemitismus wenig verbreitet, der Großteil der Portugiesinnen und Portugiesen erwies sich den Flüchtlingen gegenüber als äußerst hilfsbereit und liebenswürdig. Diese fühlten sich jedoch auch in Portugal nicht sicher: zum einen aufgrund der Schikanen durch die Staatspolizei PVDE im Fall von abgelaufenen Visa und ungültigen Papieren, die bis zur Inhaftierung führen konnten, zum anderen aufgrund der Angst vor einem Einmarsch der Wehrmacht in Portugal. Im Kapitel »Orte der Zuflucht und der Angst. Konsulate und Zwangsdomizile« geht Kaplan ausführlich auf das Visaprozedere ein und schildert die verzweifelte Lage der

Flüchtlinge angesichts sadistischer Konsulatsbeamter. Als Gegensatz dazu präsentiert sie Selbstwirksamkeit von Flüchtlingen am schönen Beispiel von Trixie und Ferris Ferrigo: er jüdischer Flüchtling mit jugoslawischem Pass, sie Engländerin, gemeinsam waren sie aus Antwerpen geflüchtet, in Portugal organisierten sie Benefizkonzerte. Als sie zwangsweise im Kurort Caldas da Rainha untergebracht wurden, riefen sie dort eine Tauschbibliothek ins Leben.

Im Kapitel »Emotionale Dissonanz. Trauernde Erwachsene, zuversichtliche Kinder« erzählt Kaplan von sozialem Abstieg, dem Einbüßen der Handlungsfähigkeit und dem Verlust von Heimat im doppelten Sinn: durch die faktische Vertreibung in praktischer Hinsicht, aber auch im emotionalen Sinn, da sie sich fragen mussten, ob sie in ihren Herkunftsländern »je wirklich dazugehört hatten« (S. 163).

Die Autorin hat nicht nur schriftliche Quellen analysiert, sondern auch bildliche. So erläutert sie am Beispiel eines auf die Flucht mitgenommenen Damenhuts die Bedeutung von Haltung in schwierigen Zeiten. Ein besonderes Anliegen Kaplans, das sie auch schon in anderen Publikationen verfolgt hat, ist die Genderthematik. Sie geht speziell auf das Erleben von Männern, Frauen und Kindern ein und thematisiert zum Beispiel die sich verändernden Rollen von Kindern und Eltern im Flüchtlingsalltag.

Man erfährt bei der Lektüre auch vieles, was über das Erleben von Flüchtlingen im Transitland Portugal hinausgeht, so etwa über Emotionen in der jüdischen Geschichte, über Ego-Dokumente als Quelle, über portugiesische Jüdinnen und Juden in vom NS-Regime besetzten Gebieten (von denen zahlreiche in der Shoah ermordet wurden), über die Emotionen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter diverser Hilfsorganisationen und über die Einwanderungsgesetze verschiedener Staaten. Den Kapiteln sind jeweils Zitate aus aktuellen Interviews mit Flüchtlingen vorangestellt, die vor Augen führen, wie sehr sich die Gefühle damals und heute ähneln; auch im Epilog geht Kaplan auf aktuelle Flüchtlingsbewegungen ein. Hinweise auf Entstehungsdatum und Genese der zitierten Autobiografien und Memoiren wären aufschlussreich gewesen. Die Namensnennung ist nicht stringent; so wird Jan Lustig mal mit Namen genannt, mal als »ein Schriftsteller« zitiert. Margit Meissner hieß zur Zeit ihrer Flucht Morawetz (wie auch ihre Mutter). Ein Namens- und Ortsverzeichnis sowie ein Index wären sehr wünschenswert gewesen.

Insgesamt ist *Transit Portugal* eine gut zu lesende Gefühlsgeschichte der Flucht nach Portugal und des Lebens dort während der späten 1930er und frühen 1940er Jahre, aber auch weit darüber hinaus.¹

Katrin Sippel

Wien

¹ In diesem Zusammenhang sei auf ein zweites Überblickswerk zu Portugal hingewiesen, das 2022 in deutscher Übersetzung erschienen ist: Irene Flunser Pimentel, Christa Heinrich, *Zuflucht am Rande Europas. Portugal 1933–1945*, Leipzig 2022.

Komplex und dynamisch: Judenräte in Westeuropa



Laurien Vastenhout
Between Community and Collaboration.
»Jewish Councils« in Western Europe
under Nazi Occupation
Cambridge, New York: Cambridge
University Press, 2022, 280 S., € 89,95

Verhalten und Taktik der von den Nationalsozialisten eingesetzten jüdischen Institutionen, meist Judenräte genannt, waren während des Holocaust und danach immer wieder Gegenstand von teilweise hitzigen Debatten. Anfangs wurden sie meist pauschal als »Kollaborateure« gebrandmarkt, gewissermaßen als Gegenpol zum jüdischen Widerstand. So einfach ist das aber nicht, das haben sowohl manche Überlebende als auch Historikerinnen und Historiker belegt. Sie haben nuanciert die Handlungsoptionen und Dilemmata der Judenräte herausgearbeitet, die innerhalb eines Systems agieren mussten, in dem Überleben letztlich gar nicht vorgesehen war. Zugleich hat die internationale Forschung in den letzten Jahren immer mehr die sozialen Dynamiken des Holocaust analysiert und gezeigt, dass statische Kategorien zur Beschreibung dieser Prozesse nicht geeignet sind.

Innerhalb dieser Forschungstrends ist die Studie von Laurien Vastenhout über die Judenräte in den Niederlanden, in Belgien sowie dem besetzten und unbesetzten Frankreich zu verorten. Der komparative Ansatz ermöglicht es, die Bedeutung der jeweiligen Kontexte, der Herkunft der Vorsitzenden und des Handelns der lokalen nichtjüdischen, insbesondere der deutschen Akteure für die Interpretationen und die Entscheidungen der Judenräte zu zeigen.

Während in Bezug auf die Mitarbeiter der Judenräte häufig die Frage gestellt wurde, warum sie sich derart in den Dienst der deutschen Besatzer und letztlich ihrer Mörder gestellt haben, betont Vastenhout, dass diese zunächst das Problem beschäftigte, wie sie die jüdischen Gemeinden unter den sich ständig verschlechternden Bedingungen versorgen konnten. Als sie ihr Amt akzeptierten, war noch nicht klar, was langfristig ihre Aufgabe sein würde: an den Deportationen der jüdischen Bevölkerung mitzuwirken. Um den Gemeinden aber helfen zu können, mussten sie, so betont die Autorin zu Recht, kooperieren. In ihrer Diskussion der Terminologie votiert sie auch nicht für den umstrittenen Begriff »Kollaboration«, der im Buchtitel verwendet wird und vermutlich größere Aufmerksamkeit generieren soll, sondern für den Begriff »Kooperation«, um das Handeln der von ihr untersuchten Institutionen zu charakterisieren.

Detailliert betrachtet die Verfasserin die Geschichte der vier Institutionen, diskutiert ihre Optionen, markiert nationale Besonderheiten und zeichnet, so gut es geht, ein Bild der jeweiligen Vorsitzenden und ihrer Diskussionen darüber, ob und bis zu welchem Punkt die Kooperation mit den Nationalsozialisten eingegangen werden sollte. Dabei kann die Rolle der Deutschen gar nicht genug betont werden; sie waren es, die den Rahmen setzten, innerhalb dessen die Judenräte agieren mussten. Jedoch betont Vastenhout, dass die Räte keineswegs ein bloßes Instrument in den Händen der Besatzer gewesen seien und ihre Geschichte sehr viel komplexer sei.

Anders als im besetzten Osteuropa, wo die Judenräte für ihre jeweilige Gemeinde zuständig waren, handelte es sich in Westeuropa um Institutionen, die für das gesamte Land verantwortlich zeichneten. Der als Erstes gegründete Joodsche Raad in den Niederlanden war zwar zunächst regional für den Raum Amsterdam vorgesehen, seine Kompetenzen wurden jedoch im Oktober 1941 auf das ganze Land ausgeweitet. Trotz dieser Unterschiede gab es durchaus Ähnlichkeiten. Hier spielte der Erfahrungstransfer der deutschen Besatzer eine große Rolle, etwa durch Verantwortliche, die zuvor in Osteuropa tätig gewesen waren: Ihren Vorstellungen entsprechend wurden die jüdischen Zwangsvereinigungen im Westen etabliert. Dies ist ein zentraler Punkt, der auch für andere Bereiche der anti-jüdischen Politik gilt und in transnationalen Untersuchungen noch viel mehr in den Blick kommen sollte.

Faktoren wie die sozialen Strukturen der Vorkriegsgemeinden, persönliche Erfahrungen und Ansehen hatten großen Einfluss darauf, wie bereitwillig die Leiter der Judenräte die ihnen zugedachte Rolle annahmen. Im Vertrauen auf ihre Fähigkeiten blieben manche in dieser Position, wie David Cohen und Abraham Asscher in den Niederlanden, die trotz späterer Deportation nach Theresienstadt beziehungsweise Bergen-Belsen beide überlebten. Andere traten zurück oder wurden gezwungen, in ihrem Amt zu verbleiben, wie dies in Belgien und Frankreich der Fall war.

Während die Vorsitzenden des niederländischen Jüdischen Rats ihrem Ansatz treu blieben, im »legalen« Rahmen der deutschen Anordnungen das Beste für die ihnen Anvertrauten erreichen zu wollen, nutzten einige der führenden Persönlichkeiten in Frankreich und Belgien ihre Stellung auch dazu, widerständiges Verhalten zu unterstützen. Doch waren all diese Verhaltensweisen keineswegs statisch und konnten sich durchaus bei ein und derselben Person wandeln. Diese Dynamiken in einem überaus komplexen Kontext herauszuarbeiten ist Laurien Vastenhout auf exzellente Art und Weise gelungen. Ihre Untersuchung setzt Maßstäbe, wenn es um die transnationale, vergleichende Untersuchung jüdischer Zwangsvereinigungen während des Holocaust geht.

Andrea Löw
München

Jüdische Frauen im Widerstand



Judy Batalion

*Sag nie, es gäbe nur den Tod für uns.
Die vergessene Geschichte jüdischer
Freiheitskämpferinnen*

München: Piper Verlag, 2021, 621 S.,
€ 25,-

Batalions Buch über jüdische Widerstandskämpferinnen im besetzten Polen ist bereits in 18 Sprachen übersetzt, mindestens fünf weitere Sprachen sind laut Website der Autorin in Planung. Große englischsprachige Zeitungen – von der *New York Times* über *BBC History* bis zur *Jerusalem Post* – rezensierten das Buch durchgehend positiv. Es stand auf der Bestsellerliste der *New York Times* und hat zahlreiche Preise gewonnen, darunter den National Jewish Book Award und den Canadian Jewish Literary Award. Im deutschsprachigen Raum wurde Batalions Arbeit weitaus weniger und weniger euphorisch rezipiert. Zu Unrecht! Das Buch über den vergessenen Kampf von jüdischen Frauen in den Ghettos ist ausgezeichnet erzählt und wissenschaftlich genau recherchiert. Es rückt zwei vernachlässigte Themen in den Aufmerksamkeitshorizont einer breiteren Öffentlichkeit: die Geschichte von jüdischem Widerstand und seine Protagonistinnen.

Die Akteurinnen waren jung und aktiv in sozialistisch-zionistischen Jugendorganisationen wie Dror (Freiheit) und Junge Wächter (Hashomer Hatzair). In über 90 Ghettos in Osteuropa, von Vilna über Krakau bis Białystok, organisierte sich Widerstand gegen die Besatzer. Jüdische Frauen und Mädchen arbeiteten als Kurierinnen der Untergrundbewegung, schmuggelten Waffen, verübten Sabotageakte und Anschläge, waren getarnt als Nichtjüdinnen auf der »arischen« Seite aktiv, führten geheimdienstliche Missionen durch, verhalfen anderen Jüdinnen und Juden zu Fluchten und Verstecken oder schlossen sich Partisanengruppen an. Sie wussten über das Vorgehen der Nationalsozialisten Bescheid und planten den finalen Widerstand bei der sogenannten Auflösung der Ghettos, also bei den Deportationen in die Vernichtungslager beziehungsweise den Massenerschießungen.

Die Quellengrundlage der Studie ist beeindruckend. Im Jahr 2007 hat Batalion in der British Library bei Recherchen über die jüdische Widerstandskämpferin Hannah Szenes das Buch *Frauen in den Ghettos* (Frauen in den Ghettos) entdeckt. Die von dem polnischen Historiker und Überlebenden Leib Spizman 1946 herausgegebene Publikation beinhaltet eine umfassende Sammlung von Erinnerungen und Briefen jüdischer Widerstandskämpferinnen der polnischen zionistischen Arbeiterbewegung. Ein Kernstück bildet der Beitrag Renia Kukielkas, der auf ihrer 1945 auf Polnisch verfassten Autobiografie

basiert. Kukielka ist eine der Hauptfiguren in Batalions Buch. Im Schneeballsystem stieß sie auf immer mehr Namen von Widerstandskämpferinnen, zum Beispiel in den Yizkor-Büchern, den Erinnerungsbüchern ausgelöschter jüdischer Gemeinden.

Doch warum, fragt sich die Autorin, hat sie noch nie von all den Namen gehört? Batalion geht es darum, die Handlungen der jüdischen Mädchen und Frauen zu zeigen und dem Mythos der passiven Opfer entgegenzutreten. Damit interveniert sie in die Historiografie und in die Erinnerungskultur. Die Darstellung des Nationalsozialismus in Nordamerika, Europa und insbesondere in Deutschland basierte lange Zeit auf der Auswertung von Täterdokumenten. Die israelische und hebräischsprachige Holocausthistoriografie hat demgegenüber von Beginn an auf die Perspektive der jüdischen Bevölkerung fokussiert. Doch erst in den letzten Jahrzehnten ist international eine wahrnehmbare Verschiebung hin zu der Prämisse auszumachen, jüdische Verfolgte als handelnde Subjekte zu untersuchen. Eine weite Forschungslandschaft zu Holocaust Testimonies, den Quellen von Betroffenen, hat sich mittlerweile etabliert. An dieser Stelle erwähnenswert sind die Arbeiten der Publizistin Ingrid Strobl, die bereits früh zu diesem Thema im deutschsprachigen Raum publizierte: 1993 übersetzte sie die Autobiografie der Aktivistin und späteren Knesset-Abgeordneten Chaika Grossman, die auch in Batalions Buch auftaucht, ins Deutsche; 1998 veröffentlichte sie ein Buch über jüdische Frauen im Widerstand in der Schwarzen Reihe des Fischer Verlags.¹

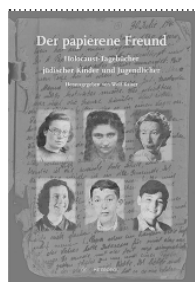
Zum Vergessen der Geschichten der Widerstandskämpferinnen, erläutert Batalion, hat zudem der androzentrische Blick in der Historiografie beigetragen, der Frauen systematisch ausblendet. Ergänzend könnte gesagt werden, dass die Historiografie mit Verweis auf den Eisernen Vorhang und mangels Sprachkenntnissen lange Zeit nicht nach Osteuropa blickte, wo die Deutschen die größte Zahl an Jüdinnen und Juden ermordeten. Höchst interessant sind auch die zwei letzten Kapitel, in denen Batalion über die Tätigkeiten der überlebenden Widerstandskämpferinnen in Israel berichtet. Detailliert zeichnet sie die Rezeption ihrer Geschichtsarbeit und die Auseinandersetzungen um die Erinnerung in Israel nach.

Das Buch liest sich beinahe wie ein Roman, was unter anderem an Batalions Erzähltechnik liegt, die Elemente szenischen Schreibens in die historische Analyse integriert. Auch wenn im deutschsprachigen Raum kritisch beäugt, trägt dieser Stil zur Vermittlung von Geschichte bei. Steven Spielberg hat jedenfalls bereits Interesse an der Verfilmung des Buches angemeldet.

Veronika Duma
Frankfurt am Main

1 Chaika Grossman, *Die Untergrundarmee. Der jüdische Widerstand in Białystok*, Frankfurt am Main 1993; Ingrid Strobl, *Die Angst kam erst danach. Jüdische Frauen im Widerstand in Europa 1939–1945*, Frankfurt am Main 1998.

Vielfalt und Vernichtung



Wolf Kaiser (Hrsg.)

Der papierene Freund.

Holocaust-Tagebücher jüdischer Kinder und Jugendlicher

Berlin: Metropol Verlag, 2022, 607 S.,
€ 39,-

Am Ende der sehr instruktiven Einleitung dieser umfangreichen Dokumentation schreibt der Herausgeber, die Tagebücher könnten auch als Denkmale betrachtet werden. Je länger man sich in den Band vertieft, verstärkt sich das Bewusstsein, dass der Band selbst in erster Linie ein Denkmal ist. Er ist ein Denkmal für die als Juden verfolgten Kinder und Jugendlichen, die in der Shoah ermordet wurden oder ihr Leben als ein Leben »danach« fortführten. Wer das Children's Memorial in Yad Vashem kennt, weiß um die atemberaubende ästhetische Wucht dieses Denkmals. Es ist dafür gemacht, zu überwältigen. Das Buch-Denkmal von Wolf Kaiser ist dafür gemacht, die Überwältigung angesichts der Dimension des Verbrechens der Shoah zu überwinden und sich den Menschen zuzuwenden, deren Leben zerstört wurden.

Die Einleitung führt in die Formen und Editions geschichten von Tagebüchern aus dem Kontext der Shoah ein. Je nach den Kontexten und Lebensumständen, vor allem je nach Kriegsgeschehen und dem Verlauf des Genozids, sind sie unterschiedlich umfangreich. Aber nicht nur die Überlieferung ist von diesen Umständen geprägt, auch die Texte selbst spiegeln die jeweiligen Verfolgebbedingungen wider. Am Ende hat allerdings jedes einzelne Tagebuch eine besondere Geschichte – nicht nur die erzählte Geschichte im Tagebuch, sondern auch die Geschichte der Entstehung, der Rettung des Buchs, seiner Weitergabe und seiner Edition oder Archivierung.

Für die Edition hat Wolf Kaiser nur solche Tagebücher ausgewählt, »die so vorliegen, wie sie während des Krieges geschrieben worden sind« (S. 14). Dadurch fehlen die bekannten, seit langem edierten Tagebücher. Der Band stellt die Aufzeichnungen nicht vollständig vor, sondern nur eine Auswahl, welche die Lesbarkeit und Möglichkeit des Vergleichens der Schicksale unterstützt. Gegliedert sind die Tagebücher nach Regionen. Zu jedem Tagebuch gibt es eine ausführliche Einleitung, die vor allem die Autorin oder den Autor, ihre Lebensumstände und ihr Schicksal in der Shoah vorstellt. Danach folgt ohne weiteren Kommentar der Abdruck des Tagebuchtexts. Wenn die Aufzeichnung nicht auf Deutsch angefertigt wurde, wird eine Übersetzung präsentiert. Für sie dient wegen der in den meisten Fällen komplizierten und oft dramatischen

Überlieferungsgeschichte nicht immer das Manuskript als Grundlage. Einige Tagebücher wurden in der Sprache veröffentlicht, in der die Autorinnen oder Autoren nach der Shoah lebten, weil sie in dieser Sprache publiziert wurden.

Die Texte sind mit einem Anmerkungsapparat versehen, der Hinweise auf die Forschungslage zu den Lebens- und Verfolgungszusammenhängen der Kinder und Jugendlichen gibt. Das ist für die Nutzerinnen und Nutzer der Edition hilfreich und notwendig, weil der Verlauf und die Bedingungen der Verfolgung und der Flucht sich grundlegend unterscheiden. Genau dies ist zugleich eine Stärke des Bandes. Je näher wir dem Verbrechen des Holocaust kommen, desto weiter differenziert sich das Geschehen aus und desto unterschiedlicher sind die Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten der Einzelnen. Da die Auswahl der Quellen, die Wolf Kaiser zusammengestellt hat, zunächst eine Textgattung als Kriterium festlegt, ergibt sich trotz aller Unterschiede eine Fokussierung. Es sind private, oft anrührend naive, in anderen Fällen weitsichtig reflektierende Texte, aber immer dezidiert aus einer begrenzten Perspektive verfasst.

Die Autorinnen und Autoren schreiben über ihre Erfahrungen in den Familien, über das eigene Verhältnis zur Religion, zum Zionismus, zu politischen Positionierungen generell. Diese in einigen Fällen philosophischen Passagen ziehen sich auch durch die Notizen, die bereits von der wachsenden Todesgefahr und von den Erfahrungen des Mords an ihren Angehörigen und Freunden geprägt sind.

Tagebücher sind ihrer Funktion nach persönliche Schreiborte der Selbstverständigung, eben ein »papierener Freund«. Dem wird diese Edition gerecht, indem sie die Individualität der Zeugnisse betont. Aus der von Wolf Kaiser kuratierten Vielfalt der Perspektiven ergibt sich ein Blick auf die Vielgestalt der Positionen und Lebensentwürfe, die von der antisemitischen Verfolgung im Holocaust erfasst wurden. Ein Aufleuchten der Diversität der jüdischen Diaspora in Europa, deren Vernichtung das Ziel der NS-Politik war. Der Band sollte nicht als Quellensammlung für die pädagogische Nutzung verstanden werden. Das mag ein Nebeneffekt sein. Es gibt kein Tagebuch, das für alle Opfer der Shoah steht, das wird hier deutlich. So ist das Buch auch ein wichtiger Beitrag dazu, die Erinnerungskultur nicht in Kitsch abgleiten zu lassen – ein Anliegen, das dem Verdienst Wolf Kaisers als langjährigen Leiters der Pädagogik an der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz entspricht.

Gottfried Köbler
Frankfurt am Main

»Halbtöne« aus der Besatzungszeit



Tanja Penter, Stefan Schneider (Hrsg.)

Olgas Tagebuch (1941–1944).

Unerwartete Zeugnisse einer jungen

Ukrainerin inmitten des Vernichtungskriegs

Wien, Köln: Böhlau Verlag, 2022, 432 S.,

€ 39,–

Bei der Erforschung der Geschichte der NS-Besatzung in der Sowjetunion und insbesondere der Ukraine war es lange Zeit üblich, sich in erster Linie auf offizielle Dokumente zu beziehen. Dies lag sowohl an der Verfügbarkeit dieser Materialien als auch an politischen Faktoren, die die Erforschung dieses Themas beeinflussten. Soll jedoch ein Krieg aus der Sicht der »einfachen Menschen« jenseits des offiziellen Machtdiskurses und durch das Prisma der subjektiven und emotionalen Wahrnehmung betrachtet werden, so müssen andere Quellen aufgetan und einbezogen werden.

Das Tagebuch der 1923 geborenen Ukrainerin Olga Krawzowa aus Snamjanka im Gebiet Kirowohrad, das in ukrainischen Archiven entdeckt und von Tanja Penter und Stefan Schneider veröffentlicht wurde, ist in dieser Hinsicht von großem Interesse. Es umfasst mit gewissen Lücken die Zeit der deutschen Besatzung von August 1941 bis Dezember 1943 und endet zwei Monate nach der Befreiung der Stadt durch die Rote Armee.

Die im Tagebuch enthaltenen Informationen erfordern ein tiefes historisches, geografisches und sprachliches Verständnis. Zur Kontextualisierung sind dem Tagebuch daher ausführliche Einführungen Penter und Schneiders vorangestellt. Darin haben sie Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg im Allgemeinen und Olgas Tagebuch im Besonderen charakterisiert und dessen Bedeutung für seine Verfasserin, die Umstände seiner Entstehung und die Schwerpunkte der Einträge analysiert. Eine große Herausforderung für die Übersetzung bestand darin, die Einzigartigkeit des Stils zu bewahren und die expliziten und impliziten Bedeutungsebenen des Festgehaltenen zu erkennen.

Zum Zeitpunkt der Besatzung besuchte Krawzowa die zehnte Klasse eines Gymnasiums, das nach der Ankunft der Deutschen seinen Betrieb einstellte. Dank ihrer guten Deutschkenntnisse gelang es ihr, eine Anstellung als Lehrerin in einer der Dorfschulen zu erhalten, später arbeitete sie als Dolmetscherin bei der deutschen Eisenbahndirektion in Snamjanka. Aus familiären Gründen verließ sie Snamjanka nicht mit der sich zurückziehenden Wehrmacht, sondern blieb in der Stadt, die im Dezember 1943 befreit wurde. Der letzte Tagebucheintrag stammt vom 23. Februar 1944. Olgas weiteres Schicksal bleibt trotz aufwendiger Recherchen unbekannt. Es

ist möglich, dass sie die Stadt verlassen hat oder umgekommen ist. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass sie wegen Kollaboration verhaftet und verurteilt wurde. Dabei ist zu vermuten, dass das Tagebuch vom sowjetischen Staatssicherheitsdienst aufmerksam gelesen wurde und als einer der Hauptbeweise für ihre Schuld diente.

Dessen Lektüre ruft komplexe, bisweilen ambivalente Gefühle hervor, da die Einträge nicht immer zur gängigen Beschreibung des Kriegs passen. Besatzungspolitik und Verbrechen der Nationalsozialisten tauchen höchstens als Randnotizen auf. Gleichzeitig reflektiert Olga über das tragische Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen, deren mögliche Heranziehung zur Zwangsarbeit in Deutschland und ihre eigene Tragödie: den Tod der Mutter und Schwester bei einem sowjetischen Luftangriff während der Schlacht um die Befreiung der Stadt.

Nachdem sie sich in den ersten Monaten der deutschen Besatzung als Sowjetpatriotin positioniert hatte, veränderte sich Olgas Einstellung gegenüber den Besatzern schnell. Am Ende steht die scheinbar paradoxe Frage: »Aber waren sie [die Deutschen] in Wirklichkeit Feinde für mich gewesen?« (S. 407) All dies wirft die Frage nach den Ursachen von Identitätskrisen in Zeiten politischer Kataklysmen, den Eigenheiten wechselnder politischer Loyalitäten und den Besonderheiten einer Sozialisation in totalitären politischen Systemen auf.

Die Besatzung war für Olga eine Zeit, in der sie erwachsen wurde, ihren sozialen Status sowie ihre Wertvorstellungen änderte. Eine Besonderheit des Tagebuchs ist die Beschreibung ihrer zahlreichen Kontakte mit Deutschen. Einige dieser Begegnungen sind romantisch und stellenweise sogar erotisch aufgeladen. Deutlich werden hier der facettenreiche Charakter eines Kriegs und die Ambivalenz einer Kriegserfahrung, die nicht immer in das gewohnte Schema passt. Gleichzeitig veranschaulicht Olgas Geschichte eine Grauzone, in der die Rollen der Helferin, des Opfers, der Beobachterin und der Akteurin, die um ihr Überleben kämpft, eng miteinander verwoben sind.

Der Krieg, der sich seit 2014 in der Ukraine abspielt, hat bei vielen Menschen das starke Interesse geweckt, ihre Erlebnisse aufzuzeichnen. Es liegt auf der Hand, dass diese Tagebücher in Zukunft von unterschiedlichen Disziplinen untersucht werden. Es ist jedoch unabdingbar, dass im Mittelpunkt der Analyse der Wunsch stehen sollte, die Gedanken, Gefühle und Stimmungen eines Menschen, der sich in einer Extremsituation befindet und von verschiedenen Faktoren beeinflusst wird, zu verstehen.

Mit einem solchen tieferen Verständnis für eines der unzähligen menschlichen Dramen des Zweiten Weltkriegs – universell und einzigartig zugleich – vermitteln Penter und Schneider die Geschichte der jungen Ukrainerin und machen deren Gedanken und Gefühle für ein breites Publikum zugänglich.

Dmytro Tytarenko
Krywyj Rih, Ukraine

Militärische Organisationskultur ohne Zwang



Jan Hendrik Issinger

Militärische Organisationskultur im Nationalsozialismus.

Das Reserve-Polizeibataillon 61 und der Zweite Weltkrieg in Osteuropa
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2022, 642 S., € 75,-

Anliegen der nun als Buch vorliegenden Dissertation *Militärische Organisationskultur im Nationalsozialismus* von Jan Hendrik Issinger war es, erstmals umfassend den Einsatz des Reserve-Polizeibataillons 61 zu untersuchen. Dies ist ihm gelungen, wenn man umfassend im Sinne von umfangreich versteht.

Das Polizeibataillon verübte von 1939 bis 1942 abscheuliche Verbrechen in Polen; ein Teil der Männer ritualisierte 1942 im Warschauer Ghetto den nationalsozialistischen Massenmord, den Issinger ausführlich und anschaulich dokumentiert. Insofern stellt sich die Frage, ob der Titel die Verbrechen nicht zu harmlos erscheinen lässt.

Issinger wählt einen guten Einstieg und beginnt mit dem Dortmunder »Ghettoprozess« von 1954. Er fragt, inwieweit die Männer, »bedingt durch militärische Organisationskultur«, bereit waren, Gewalt auszuüben (S. 10), und behauptet, die Teilnahme an Verbrechen sei grundsätzlich freiwillig gewesen (S. 417 ff.), lokale Exekutionen sogar »komplett freiwillig« (S. 559). Unklar bleibt jedoch, wie das zur militärischen Organisationskultur passt.

Das Thema ist nicht neu, zum Polizeibataillon 61 existieren bereits mehrere Publikationen. Issinger bezieht sich auf vorliegende Forschungsergebnisse, kritisiert, vertieft und ergänzt sie durch weitere Recherchen. Neu ist hingegen seine Herangehensweise. Er setzt auf »multikausale« Erklärungsmuster, die sich deutlich abgrenzen von Stefan Kühls »ganz normalen Organisationen« (S. 31) und den »normalen Männern« nach Christopher Browning (S. 31 f.). Eine Differenzierung zwischen den einzelnen Gruppen – Täter, Befehlsempfänger, Verweigerer, Selbstmörder – gelingt aber nicht wirklich. Die NS-Ideologie ist für Issinger nur ein Nebenaspekt. Unklar bleibt zudem seine Behauptung, seine Arbeit beziehe erstmals die Opferperspektive ein (S. 27).

Issinger verstrickt sich in zahlreiche Widersprüche: Er betrachtet die Männer grundsätzlich zwar als eigenständige Akteure (S. 30, 36) und schließt Zwang kategorisch aus (S. 27 ff., 30). Gleichzeitig muss er jedoch zugeben, dass es Druck, Drohungen, Angst vor Strafen und Sanktionen gegeben hat (S. 28 f., 574), Männer gegen ihren Willen zur Ghettobewachung eingeteilt wurden (S. 421) und der Vorgesetzte Hauptmann Mehr keinen Widerspruch duldete (S. 482 ff.).

Auch die Darstellung des Reservisten Gustav Zimmermann weist zahlreiche Fehler auf. So bestreitet Issinger etwa, dass Zimmermann vor 1933 kommunistischer Gewerkschaftsfunktionär gewesen war (S. 504), obwohl dies aus dem Wehrstammbuch des Mannes hervorgeht. Außerdem wird nicht hinterfragt, wie die Selbsttötung Zimmermanns am Tag vor einer Erschießungsaktion 1942 in Warschau zur Theorie der »kompletten Freiwilligkeit« passt. Unerwähnt bleibt zudem die 3. Kompanie des Polizeibataillons 133, die dem Polizeibataillon 61 in Warschau zugeteilt wurde.¹ Das Polizeibataillon 61 war 1942 eben nicht ganz allein im Ghetto eingesetzt. Auch bleiben wichtige Quellen, die in eine Bewertung des Polizeieinsatzes einfließen müssten, unberücksichtigt: Die umfangreichen Bildbestände zum Polizeibataillon 61 nimmt Issinger nicht zur Kenntnis (S. 52, 197), ebenso wenig wie die Zeitungsartikelserie des Rezensenten in der *Westfälischen Rundschau* zum Polizeibataillon 61 aus dem Jahr 1996. Unbeachtet bleibt auch die ausführliche Darstellung der Einsätze des Polizeibataillons 61 in der Sowjetunion ab Oktober 1942 im Online-Portal »Forum der Wehrmacht«.² Issinger erwähnt zwar das »Forum der Wehrmacht«, zitiert aber aus dem »wehrmacht-forum« (S. 23), einem gänzlich anderen Portal.

Widersprüchlich sind zudem die Betrachtungen zum Schwerpunktthema pathologische Täter. Einmal war nahezu keiner der Polizisten ein gewalttätiger Psychopath (S. 574), einmal war es die ganze Gruppe (S. 153). Ein Polizist, der von Kameraden wegen seiner vielen Erschießungen als »Schützenkönig« bezeichnet wurde, habe keine psychische Störung gehabt, schlussfolgert Issinger, indem er sich kritiklos dem Gerichtsgutachter Ernst Sturm anschließt (S. 152 f.). Von der Vergangenheit Sturms in NSDAP und SS sowie seiner amtsärztlichen Tätigkeit vor 1945 erfährt der Leser nichts. Einen *Spiegel*-Artikel, der sich mit der Frage beschäftigt, anhand welcher Merkmale Wissenschaftler eine psychopathische Persönlichkeit erkennen können, deutet Issinger in einen Artikel über »psychologische Störungen bei Kindern« um.³

Der Autor schließt sich letztlich der Interpretation von Goldhagen an, wonach die Polizisten »willige Vollstrecker« waren (S. 520), und setzt am Ende die Mechanismen des Polizeibataillons 61 mit einer US-Militäreinheit in Afghanistan gleich (S. 583). Die gut lesbare Studie ist das Ergebnis einer Fleißarbeit. Sie trägt zur Diskussion bei und zeigt, dass die »Täterforschung« keineswegs abgeschlossen ist.

Stefan Klemp
Dortmund

1 Bundesarchiv Berlin, R 20/224, Tätigkeitsbericht des Polizeibataillons 133 vom 5.6.1942, Bl. 61.

2 <https://www.forum-der-wehrmacht.de/index.php?thread/26022-polizeieinheiten-im-bereich-der-281-sich-div-1941-43/&pageNo=2> (26.1.2023).

3 Frank Thadeusz, »Kindheit ohne Gewissen – was macht einen Menschen zum Serienmörder?«, in: *Der Spiegel*, 48 (2012), S. 24 ff.

Ein Fachmann im Massenmord



Anna-Raphaela Schmitz
*Dienstpraxis und außerdienstlicher Alltag
eines KL-Kommandanten:
Rudolf Höß in Auschwitz*
Berlin: Metropol Verlag, 2022, 454 S.,
€ 29,-

Die Biografie des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß wird in vielen Darstellungen behandelt.¹ Anna-Raphaela Schmitz fügt diesen Arbeiten mit ihrer am Zentrum für Holocaust-Studien des Instituts für Zeitgeschichte erstellten und 2020 an der Ludwig-Maximilians-Universität München vorgelegten Dissertation eine historische Studie an. Diese stützt sich nicht nur auf publizierte Quellen wie Höß' Nachkriegsaufzeichnungen,² sondern auch auf unveröffentlichte Archivalien wie die Akten des Warschauer Höß-Prozesses von 1947.

Nur knapp geht Schmitz auf die biografischen Anfänge des 1901 in Baden-Baden geborenen Höß ein, der als Mitglied des rechtsterroristischen Freikorps Roßbach 1924 einer der Haupttäter des »Parchimer Fememords« war. Über die völkischen Artamanen fand er 1933 den Weg zur SS und bald darauf in den KZ-Dienst in Dachau und Sachsenhausen. Schmitz sieht ihn als »aktiven Netzwerker«³ an, der früh Kontakt zu SS-Führern knüpfte, die später seine Untergebenen wurden. Höß' Vorgesetzte zweifelten nicht an seiner Härte gegenüber den Gefangenen, rasch stieg er auf, bis er im Mai 1940 mit der Führung des neuen Lagers Auschwitz beauftragt wurde.

Hier setzt der erste Hauptteil von Schmitz' Studie ein: Sie fragt nach dem »Dienstalltag der SS unter Höß« (S. 126) und benennt die vielfältigen Gewaltformen im Lagerkomplex Auschwitz. Dabei bricht sie mit der Vorstellung des »industriell perfektioniert und planerisch zielstrebig wie auch anonym« ausgeführten Massenmords und spricht von »allgegenwärtiger Improvisation und Willkür« (S. 129). Als Schnittstelle zu Vorgesetzten und anderen Ämtern sowie als oberste Autorität vor Ort nahm Höß eine Schlüsselposition

ein. Schmitz sieht ihn als verantwortlichen »Akteur, der eigenständig über Organisationsfragen und Durchführungspraktiken« (S. 229) der Gaskammernmorde entschied.

Im zweiten Hauptteil ihrer Arbeit widmet sich Schmitz dem »Leben der Täter nach Dienstschluss« (S. 283). Sie schildert die Stufen normierter und individueller Freizeit der Auschwitz-Täter, die von obligatorischen »Kameradschaftsabenden« bis hin zu privaten Normüberschreitungen reichten, wenn sich Höß und seine Familie persönlich am Besitz der Häftlinge bereicherten oder Gefangene als Arbeitskräfte in ihrer Villa einsetzten. Schmitz spricht von einem »privaten Gegenpol« (S. 410) zum mörderischen Dienst im Lager, doch sprechen die angeführten Belege eher für die »unauflösliche Einheit«⁴ von Täter und Privatperson.

Ende 1943 wurde Höß als Leiter des Zentralamts in die Amtsgruppe D (Inspektion der Konzentrationslager) des Wirtschaftsverwaltungshauptamts versetzt. Doch schon im Juni 1944 kehrte er nach Auschwitz zurück, um als »Fachmann im Massenmord« (S. 370) die Vernichtung eines Großteils der rund 438.000 Jüdinnen und Juden zu koordinieren, die nach der deutschen Besetzung Ungarns nach Auschwitz-Birkenau deportiert worden waren. In Widerspruch zu diesen (auch von Schmitz dargelegten) Fakten schreibt sie aber an anderer Stelle: »Ab Frühjahr 1944 verfolgten die Täter den Massenmord an den Juden aus zweckrationalen Gründen nicht weiter, Auschwitz-Birkenau wurde zum Sammelbecken, Segregationszentrum [...] von Gefangenen im Arbeitseinsatz.« (S. 97) Die Bedeutung des Lagerkomplexes Auschwitz für das ineinandergreifende System aus Zwangsarbeit und Vernichtung sowie die zentrale Verantwortung des Wirtschaftsverwaltungshauptamts hätten hier anhand der (in der Studie zitierten) Forschung richtig dargestellt werden müssen.⁵

Die Arbeit enthält weitere Unklarheiten, unter anderem beaufichtigte Höß anders als bei Schmitz geschildert 1939/40 (vor dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion) im KZ Sachsenhausen nicht die »Massenerschießungen [...] von sowjetischen Kriegsgefangenen« (S. 78), sondern die Ermordung deutscher Kriegsdienstverweigerer. Trotz dieser Kritik konnte Schmitz die Rolle von Höß und seinen Untergebenen als »Experten des Massenmordes« (S. 408) in ihrer Arbeit überzeugend herausarbeiten.

Dirk Riedel
München

¹ Vgl. Wilhelm Kreutz, Karen Stobel, *Der Kommandant und die Bibelforscherin. Rudolf Höß und Sophie Stippel*, Mannheim 2018; Volker Koop, *Rudolf Höß. Der Kommandant von Auschwitz*, Köln 2014; Thomas Harding, *Hanns und Rudolf. Der deutsche Jude und die Jagd nach dem Kommandanten von Auschwitz*, München 2014.

² *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen des Rudolf Höß*, hrsg. von Martin Broszat, 25. Aufl., Frankfurt am Main 2015 (1958).

³ Stefan Hördler, *Ordnung und Inferno. Das KZ-System im letzten Kriegsjahr*, Göttingen 2015, S. 72.

⁴ Norbert Frei u.a. (Hrsg.), *Darstellungen und Quellen zur Geschichte von Auschwitz*, Bd. 1: *Standort- und Kommandanturbefehle des Konzentrationslagers Auschwitz 1900–1945*, München 2000, S. i.

⁵ Vgl. z.B. Susanne Heim u.a. (Hrsg.), *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945*, Bd. 16: *Das KZ Auschwitz 1942–1945 und die Zeit der Todesmärsche 1944/45*, bearb. von Andrea Rudorff, Berlin 2018; Nikolaus Wachsmann, *KL. Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, München 2016.

Ein Schriftdenkmal für die vielen namenlosen Opfer



Steffen Hängsen, Andreas Kahrs (Hrsg.)

»Aktion Erntefest«.

Berichte und Zeugnisse von Überlebenden
Berlin: Metropol Verlag, 2022, 280 S.,
€ 22,-

Mit dem zynischen Begriff »Aktion Erntefest« bezeichneten die Nationalsozialisten den koordinierten Mord an mehr als 43.000 Juden und Jüdinnen im Distrikt Lublin des Generalgouvernements am 3. und 4. November 1943. Die Hauptschauplätze der Massenerschießungen durch deutsche SS-Männer und Polizisten waren das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek sowie die Zwangsarbeitslager Trawniki und Poniatowa. Das Massaker, das in seiner Dimension mit dem von Babyn Jar vergleichbar ist, steht am Ende der nationalsozialistischen Mordkampagne im Osten Polens unter dem Decknamen »Aktion Reinhardt«.

Im November 2023 jährt sich dieses in der deutschen Öffentlichkeit wenig bekannte Kapitel des Holocaust zum achtzigsten Mal. Mit dem von Steffen Hängsen und Andreas Kahrs im Auftrag des Bildungswerks Stanisław Hantz herausgegebenen Band liegt jetzt eine umfangreiche Edition der Berichte Überlebender vor. Diese werden von kenntnisreichen Texten der Herausgeber zu den drei Tatorten und einer umfangreichen Einleitung begleitet, die einen Überblick zum Verbrechenskomplex der »Aktion Erntefest« gibt und ihn historisch kontextualisiert. Mit dem vorliegenden Band soll denjenigen eine Stimme gegeben werden, die überlebt haben und von ihren Erlebnissen berichten konnten. Damit, so die Herausgeber in ihrem Vorwort, soll auch den vielen namenlosen Opfern ein Schriftdenkmal gesetzt werden. Die meisten der versammelten Berichte sind nun erstmals in deutscher Sprache zu lesen. Zudem wurden sie mit hilfreichen Fußnoten versehen, die Lücken füllen oder potenziell missverständliche Aussagen auf dem Stand der Forschung einordnen und dem Leser verständlich machen.

In den versammelten Interviews und Zeugenaussagen berichten die Überlebenden von der Brutalität der nationalsozialistischen Verfolgung und Vernichtung und stellen damit das weitverbreitete Bild des Holocaust als einer weitgehend reibungslos laufenden Vernichtungsmaschinerie infrage. Die Massenerschießungen der »Aktion Erntefest« waren durchaus systematisch organisiert und von einem auf Vernichtung zielenden Antisemitismus durchdrungen. Allerdings

war der Massenmord eine brutale Tat, die mit unbeschreiblichem Leid und zahlreichen Gewaltakten einherging. Das abstrakte Bild eines geordneten Vorgangs, das Dokumente der Täter mitunter vermitteln, wird in den Berichten der Überlebenden konterkariert. Um den Lärm des Massakers zu übertönen, spielten die Täter laute Musik ab. Das änderte jedoch nichts daran, dass der Massenmord von der Bevölkerung wahrgenommen wurde. Die Räumung der Arbeitslager im Bezirk Lublin geschah in aller Öffentlichkeit. Jüdinnen und Juden wurden durch die Straßen getrieben und dabei misshandelt.

Die Überlebenden berichteten außerdem von den zahlreichen Versuchen der Jüdinnen und Juden, sich zu widersetzen, und unterlaufen damit ein weiteres Klischee über den Holocaust: das der passiven Opfer. Legt man einen weiten Widerstandsbegriff an, wird sichtbar, dass es eine Vielfalt von Versuchen der Selbstbehauptung gab. Diese reichten von Fluchtversuchen über das Einrichten von Verstecken bis hin zum kollektiv organisierten bewaffneten Widerstand. Schließlich lassen sich die Berichte selbst als eine Form der Widerständigkeit deuten. Denn die Überlebenden, so heben die Herausgeber in ihrer Einleitung hervor, legten in erster Linie Zeugnis ab, um an diejenigen zu erinnern, die ermordet wurden. Es ging ihnen darum, das Leid der Opfer nicht dem Vergessen preiszugeben. Außerdem wollten einige mit ihren Aussagen direkt dabei helfen, die Täter zu fassen und anzuklagen.

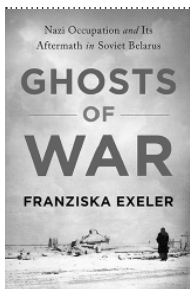
Als Mitarbeiter des Bildungswerks Stanisław Hantz organisieren Steffen Hängsen und Andreas Kahrs regelmäßige Bildungsreisen an die Orte der nationalsozialistischen Verbrechen in Osteuropa und haben daher einen besonderen Zugang zum Thema. Der vorliegende Band spiegelt in mehrfacher Weise die Arbeit des Bildungswerks wider, das sich neben der historisch-politischen Bildungsarbeit auch an erinnerungspolitischen Debatten beteiligt. So geht bei den Bildungsreisen die Beleuchtung des Zusammenhangs von Verwaltung und Organisation des Raubs, extremer Ausbeutung der Arbeitskraft und Massenmord stets mit einer Auseinandersetzung mit der Perspektive der Opfer einher. Zudem sind im Buch Fotos von den Gedenkorten in Majdanek, Trawniki und Poniatowa abgebildet, die von Texten über die Erinnerungsgeschichte begleitet werden. Sie geben Anlass, über den Wandel des (politischen) Umgangs mit den NS-Verbrechen und über die gegenwärtigen Formen des Erinnerns nachzudenken.

Die »Aktion Erntefest« zählt zu den größten singulären Mordaktionen der deutschen Besatzer während des Zweiten Weltkriegs. In der öffentlichen Erinnerung ist sie dennoch kaum präsent. Nicht zuletzt deshalb ist dem Band eine weite Verbreitung – auch über ein wissenschaftlich interessiertes Publikum hinaus – zu wünschen.

Christopher Gomer

Fritz Bauer Institut

Die Geister des Kriegs



Franziska Exeler

Ghosts of War:

Nazi Occupation and Its Aftermath in Soviet Union

Ithaka/New York: Cornell University Press, 2022, 360 S., \$ 35,95

Anhand von Quellen und biografischem Material beleuchtet die Verfasserin eine der zerstörerischsten militärischen Kampagnen auf dem Gebiet des heutigen Belarus. Sie interessiert sich für die Handlungsspielräume der Menschen und untersucht, aufgrund welcher Voraussetzungen Entscheidungen getroffen wurden und welche Folgen sie hatten. Einen roten Faden bilden die Lebensgeschichten einzelner Bewohner der umkämpften multiethnischen und mehrsprachigen Grenzregion. Die Kriegsfolgen und ihre Präsenz im Leben der Hauptgestalten werden von der Verfasserin als »Gespenster« bezeichnet.

Das Buch umfasst sechs Kapitel. Das erste Kapitel »Contested Space: An East European Borderland before 1941« ist ein Überblick über die Geschichte der Region seit dem frühen 20. Jahrhundert bis zum deutschen Angriff auf die Sowjetunion. Der behandelte Zeitraum war von dynamischen Grenzverschiebungen sowie einer reichen Erfahrung mit radikalen Umbrüchen wie der Kollektivierung, dem Großen Terror und Deportationen geprägt.

Das zweite Kapitel »At the Heart of Darkness: Wartime Choices, 1941–1944« behandelt die Zeit des Kriegs und der Besatzung. Die Autorin konzentriert sich dabei auf drei Ereignisse: den Übergang von der sowjetischen zur deutschen Verwaltung im Sommer 1941, die Vernichtung jüdischer Gemeinden in den Jahren 1941 bis 1943 sowie die Entstehung und Entwicklung der sowjetischen Partisanenbewegung seit 1942. Gerade an diesen Ereignissen manifestieren sich nach Exeler besonders deutlich die Strategien der Besatzer, die Gewaltdynamik und – als Reaktion darauf – die Überlebensstrategien von Menschen in Zwangssituationen, in die man im deutsch besetzten Belarus gestellt war.

Das dritte Kapitel »Post-1944: The Moment of Return« widmet sich der Befreiung von 1944 und der Rückkehr der Bewohner in die ruinierten Lebenswelten der Vorkriegszeit. In den Jahren der Besatzung wurde vor allem die Welt des osteuropäischen Judentums gänzlich vernichtet, während sich für andere Gruppen die Lebensumstände grundlegend wandelten. Für Probleme des Überlebens während der Besatzungssituation zeigten Sowjetbehörden nach der Eingliederung von Belarus in die Sowjetunion wenig Verständnis: Jede und jeder der erwachsenen Zivilisten, die sich in dem von

Deutschen besetzten Gebiet aufgehalten hatten, wurden als potenziell verdächtig eingestuft.

Im vierten Kapitel »Determining Guilt: The Soviet Politics of Retribution« wird die Strafverfolgung derjenigen geschildert, die als Kriegsverräter gebrandmarkt worden waren. Durch Untersuchung der öffentlichen und nichtöffentlichen Prozesse weist die Verfasserin nach, dass die Praktiken der Justiz nicht statisch waren, sondern sich bis Anfang der 1960er Jahre wandelten: Es wechselten sich Phasen milderer und härterer Spruchpraxis ab, es gab expansivere und weniger aktive Phasen. Schließlich waren die Strafprozesse Ausdruck der sowjetischen Innen- und Außenpolitik.

Im fünften Kapitel »Loss, Grief, and Reckonings: Personal Responses to the Ghosts of War« stehen individuelle Reaktionen auf die Besatzungsfolgen im Mittelpunkt. Die Verfasserin analysiert, wie einzelne Personen über offizielle und/oder inoffizielle Wege nach Wahrheit, Vergeltung und Gerechtigkeit suchten. Die eigentliche Trennlinie verlief zwischen den Menschen mit und ohne Erfahrungen mit der Besatzungsherrschaft.

Im sechsten Kapitel »Belarus, the Partisan Republic: Narrating the Years of War and Occupation« wird die Entstehung des Gründungsmythos für die »Partisanenrepublik« Belarus rekonstruiert. Schon während des Kriegs und in den ersten Nachkriegsdekaden wurde von offizieller Seite die Vorstellung eines »allgemeinen Partisanenkampfs« gegen die Besatzer gefördert, die Ost- und Westbelarus als kämpfende Einheit imaginierte.

Im Nachwort wird schließlich die sowjetische Justiz in globaler Perspektive bewertet und eine Schätzung der Menschenverluste für Belarus abgegeben.

Ein Überblick über die Auseinandersetzung mit dem Krieg ab den 1960er Jahren hätte dem Band gutgetan. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür hätte der Kampf um Anerkennung geliefert, den die Häftlinge von Osariči, Opfer eines des größten Verbrechen der Wehrmacht an der Ostfront, jahrzehntelang geführt haben: Erstmals meldeten sie sich mit ihrer Geschichte in einem propagandistischen Dankesbrief an Stalin zu Wort; viel später, während der Perestroika, gründeten sie einen Verein und schon im unabhängigen Belarus verfassten sie Aufrufe an europäische Politiker.

Franziska Exelers Buch richtet sich an Interessierte der Regionalgeschichte, aber auch allgemeiner an Menschen, die sich mit der Aufarbeitung der Kriegserfahrungen in einer gelenkten Gesellschaft beschäftigen.

Aliaksandr Dalhouski

Minsk

Goldrausch in Polen



Paweł Piotr Reszka

Schürflätze.

Grabraub in Belzec und Sobibór

Aus dem Polnischen von Steffen Hängsien

Berlin: Metropolis Verlag, 2022, 234 S.,

€ 19,–

Nach dem Krieg herrschte in den Regionen Ostpolens, wo die SS zur Zeit der deutschen Besatzung die Vernichtungslager Belzec, Sobibór und Treblinka errichtet hatte, eine regelrechte Goldgräberstimmung auf den Geländen der ehemaligen Vernichtungslager. Polinnen und Polen, die aus der Region kamen oder von weit her anreisten, suchten in den Massengräbern nach Wertsachen. Mitunter berichtete die Presse darüber und auch die Holocaustüberlebende Rachel Auerbach schrieb über den »Goldrausch« im »polnischen Klondike«.¹ Die »Schatzgräber« durchwühlten das Erdreich systematisch, getrieben von der Vorstellung eines unermesslichen Reichtums der dort ermordeten Jüdinnen und Juden, die aus Polen und anderen besetzten europäischen Ländern stammten. Diese im Volksmund auch Hyänen genannten Menschen trieb nicht immer nur die Gier, mitunter war es auch die pure Not, die sie diesen verzweifelten Schritt gehen ließ. Die polnischen Sicherheits- und Justizbehörden schauten dem mal tatenlos zu, mal griffen sie etwas härter durch, oft waren sie vor Ort auch überfordert oder wurden von professionalisierten Banden eingeschüchtert.

Die Forschung hat sich diesem schwierigen Thema erst spät zugewandt. Größere Aufmerksamkeit wurde ihm, vor allem in Polen, erst 2011 zuteil, als Jan Tomasz Gross und Irena Grudzieńska-Gross ihren Essay *Żłote żniwa* (Goldene Ernte) publizierten, in dem sie ausgehend von einem Gruppenfoto vom Gelände des ehemaligen Vernichtungslagers Treblinka den dortigen Grabraub beleuchteten. Für die anderen beiden ehemaligen Mordstätten lagen außer Passagen in Robert Kuławeks Monografie über Belzec kaum Informationen vor.

Mit Paweł Piotr Reszkas Buch änderte sich das 2019 in Polen und dank Steffen Hängsien Übersetzung aus dem Polnischen nun auch in Deutschland. Das mehrfach preisgekrönte Buch des Journalisten nimmt vor allem den Grabraub in Belzec in den Blick. Neben umfangreichen Archivbeständen an Ermittlungsakten und Polizeiberichten

kann Reszka auf zahlreiche Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus der Region zurückgreifen, die er dort in den letzten Jahren immer wieder geführt hat. Vor allem Letztere zeigen eindrucksvoll, wie verbreitet und alltäglich das Phänomen war. »Jeder ging da hin, wenn er nur konnte«, berichtet ihm ein Gesprächspartner, der freimütig weitererzählte: »Ich war jeden Tag da. Ich weiß nicht mehr, wie viele Male, aber oft.« (S. 25) So alltäglich der Raub und die Aneignung des Eigentums der verfolgten und ermordeten Jüdinnen und Juden schon während der Besatzung war, so sehr war es das auch danach.

Mit seinen Gesprächen deckt Reszka nicht nur die routinierte »Schatzsuche« im »Eldorado« der Vernichtungslager auf, sondern legt dabei auch die immer noch wirksame und zugleich verstörende Moral mancher Grabräuber frei. So haben einige für sich gewisse Grenzen gezogen, womit sie sich – in ihren Augen – deutlich von skrupelloseren »Hyänen« unterschieden. Man habe, so vertraut jemand Reszka an, nur genommen, was man in der Erde gefunden habe, nicht aber etwa Leichen ausgegraben und durchsucht, wie manch andere dies taten. Für einen anderen wiederum war klar, dass an Sonntagen die Suche unterbrochen wurde. Auch wurde zur eigenen Entlastung vorgebracht, die Pfarrer hätten nichts gegen den Grabraub gesagt, ihn also gewissermaßen stillschweigend gutgeheißen. Etwaige Reste eines schlechten Gewissens schob man mit Verweis auf die Armut beiseite.

Furcht vor Entdeckung und Strafe spielte kaum eine Rolle. Zum einen etablierten die »Schatzsucher« ein Warnsystem, zum anderen gingen Ermittlungsverfahren und Prozesse für sie häufig glimpflich aus. So nahm die Polizei 1958 einige Grabräuber fest, und das Woiwodschaftsgericht fällte wenige Monate später ein Urteil. Es fiel mit einem halben Jahr Gefängnisstrafe, die durch die Untersuchungshaft zudem schon verbüßt war, jedoch recht milde aus, drohten doch eigentlich bis zu zehn Jahre. Und dennoch änderte sich etwas. Anders als in den Jahren zuvor begann sich nun die Presse für das Phänomen zu interessieren und veröffentlichte einige Berichte darüber. Wenig später wurde ein Teil des Geländes von Belzec instandgesetzt und ein Denkmal errichtet. Damit kam die Suche nach Wertsachen nicht an ihr Ende, aber aus dem Massenphänomen wurden Einzelfälle. Manche allerdings ließ die Fantasie vom unermesslichen Reichtum der Jüdinnen und Juden, vom »jüdischen Gold«, nie los, sie zog es ein Leben lang zu den Massengräbern.

Reszka montiert aus den zahlreichen Interviews ein eindrucksvolles Panorama des alltäglichen Grabraubs und der Mentalität der beteiligten Menschen – sowohl zum Zeitpunkt ihrer »Schatzsuche« als auch zum Zeitpunkt der Gespräche. Er legt mit seiner ebenso packenden wie verstörenden historischen Reportage ein schmerzhaftes Unterkapitel aus der Geschichte und Nachgeschichte des Holocaust frei, das für viele andere Regionen des einst deutsch besetzten Europa erst noch zu schreiben ist.

Markus Roth

Fritz Bauer Institut

¹ Rachel Auerbach, »Auf den Feldern von Treblinka«, in: Frank Beer, Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hrsg.), *Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Shoah in Polen 1944–1947. Berichte der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission*, Berlin 2014, S. 393–453, hier: S. 447.

Deutsche Gründlichkeit



Benjamin Lahusen

»Der Dienstbetrieb ist nicht gestört«. *Die Deutschen und ihre Justiz 1943–1948*
München: Verlag C.H. Beck, 2022, 384 S.,
€ 34,–

Das Justitium, also der Stillstand der Rechtspflege, ist einfachgesetzlich in Paragraph 245 Zivilprozessordnung erfasst. Danach wird für die Dauer eines Kriegs oder eines anderen Ereignisses das Verfahren unterbrochen. Wann, wenn nicht in der berühmten »Stunde null«, sollte dieser Zustand eingetreten sein? Einen Stillstand der Rechtspflege hat es nach Benjamin Lahusen jedoch niemals gegeben. Jedenfalls taten die Rechtsarbeiter und ihr Hilfspersonal alles dafür, dass der ungestörte Dienstbetrieb noch lange aufrechterhalten werden konnte. »Stillstand« war »keine Option« (S. 41). Lahusen gründet diese und andere Erkenntnisse auf eine umfassende Analyse von Gerichtsakten, die er in Deutschland, Polen, Belgien, Israel und den Niederlanden ausgewertet hat. Trotz der Detailfülle, ausgebreitet in sieben Kapiteln, bereitet die Lektüre selten Schwierigkeiten, vor allem dank Lahusens stilistischer Eleganz.

Das Konzept der »Normalität« beschreibt Lahusen für den Bereich der Justiz: Dabei geht es ihm darum, zu zeigen, »wie sich das Recht unbeirrt von den Widrigkeiten seiner Umwelt entfaltet und dabei [...] selbst einen Krieg ausblenden kann« (S. 12). Die Nationalsozialisten wollten zum einen sicherstellen (durch nicht weniger als 31 Gesetze und Verordnungen), dass die Rechtsverwaltung und -ausübung dem Krieg möglichst nicht in die Quere kommt. Zum anderen sollte die Zivilbevölkerung auf juristische Dienstleistungen nicht verzichten müssen: »Das Recht durfte den Krieg nicht stören, aber umgekehrt durfte auch der Krieg das Recht nicht zu sehr stören.« (S. 15) Doch blieb der extreme Personalschwund – von den fast 14.000 Richterstellen waren 1944 nur noch gut 6.000 besetzt – nicht ohne Folgen: So wurden Strafverfahren nach Möglichkeit im Verwaltungswege erledigt, und vermögensrechtliche Auseinandersetzungen im Zivilprozess waren um drei Viertel zurückgegangen. Die Justizbürokratie setzte sich sogar gegen Versuche der politischen Führung, die Oberlandesgerichte und damit den Rechtsweg ganz abzuschaffen, erfolgreich zur Wehr. Mit der Kapitulation im Mai 1945 wurde jedoch auch die Rechtspflege (zumindest zeitweise) zum Stillstand gezwungen, die Alliierten schlossen Gerichte, entnazifizierten fleißig, aber auch sie mussten irgendwann die Fortsetzung des Dienstbetriebs erlauben.

Auch während der Diktatur wurden »normale« Rechtsstreitigkeiten in routinierter Sachlichkeit verhandelt. So existierte der Fraenkel'sche Doppelstaat mit dem Normenstaat als Rahmen und Existenzgrundlage des exekutiven Maßnahmenstaats. Sich auf Ernst Fraenkel beziehend, bezeichnet Lahusen das als »geteilte Normalität« (S. 30), also als eine Normalität, die die Demokratie mit der Diktatur teilt. Diese Normalität findet sich in den von Lahusen untersuchten Aktenbeständen. Natürlich hat die Justiz an der Ausgrenzung bestimmter Bevölkerungsgruppen maßgeblich mitgewirkt, ganz im Sinne der schon von Fraenkel aufgestellten These, dass innerhalb der Gemeinschaft Friede, Ordnung und Recht galten, außerhalb aber Machtkampf und Vernichtung.¹ Entweder man gehörte zur Volksgemeinschaft und konnte sich als deren Teil auch noch des »normalen« Rechts bedienen, oder man war aus ihr ausgeschlossen und wurde als Feind behandelt. Das Recht abstrahierte die grausame Realität in Form von juristischer Fachsprache und papierener Formalität, mit der selbst so grausame Vorgänge wie eine Hinrichtung ein Flair von Normalität erhielten. Die Normalität des Rechts schuf eine Fiktion der Normalität der Realität: »Das »Normale« ist die Kulisse vor der Gebrechlichkeit der Welt.« (S. 37) Die strukturellen Funktionsvoraussetzungen des Rechts überlebten die Diktatur – eine Form von Kontinuität –, und damit rückt uns »der Nationalsozialismus näher, als uns lieb sein kann« (S. 39).

Ist nun das Bemühen um die Aufrechterhaltung des Dienstbetriebs als zivilisatorische Errungenschaft oder Gipfel der Perversion zu bewerten? Die Antwort findet man wieder bei Ernst Fraenkel: Der Maßnahmenstaat braucht zu seiner Existenz den Normenstaat, also das normale, parallele Funktionieren des alltäglichen Justizbetriebs neben den exekutiven Maßnahmen des Repressionsapparats. »Ohne den Normenstaat hätte der Maßnahmenstaat weder funktioniert noch Akzeptanz gefunden, ohne das Gewöhnliche wäre auch das Entsetzliche gestaltlos geblieben.« (S. 300) Das so funktionierende Recht mit seinem Dienstbetrieb ermöglichte es dem Bürger, dem kollektiven Ausnahmezustand des totalen Kriegs einen individuellen Normalzustand entgegenzusetzen, »sich zu dissoziieren von der Gebrechlichkeit der Welt und die erlebte Realität wieder in ihre Fugen zu bringen« (S. 303). Die papierene Macht des Rechts – als Recht des Normenstaats – ist dabei keineswegs unschuldig oder neutral, sie ist zwar einerseits eine zivilisatorische Errungenschaft, zugleich aber eben auch notwendiger Rahmen und Grundlage des expansiven Maßnahmenstaats, insoweit also auch Perversion des Rechts.

Kai Ambos
Göttingen/Den Haag

¹ Ernst Fraenkel, *Der Doppelstaat*, Frankfurt am Main 1984, S. 193 (dt. Erstausgabe 1974, am. Erstausgabe 1940).

Nachgeschichte der NS-Psychiatrie



Steffen Dörre

Zwischen NS-„Euthanasie“ und Reformaufbruch.

Die psychiatrischen Fachgesellschaften im geteilten Deutschland

Berlin, Heidelberg: Springer, 2021, 607 S., € 79,99

In den vergangenen Jahren erschienen zahlreiche Forschungsarbeiten zur Geschichte medizinischer Fachverbände in der NS-Zeit. Die Studie, die der Historiker Steffen Dörre im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN) erstellte, geht chronologisch einen Schritt weiter und nimmt die ersten drei Jahrzehnte der Nachkriegszeit in den Blick. Sie knüpft damit an eine Untersuchung über die psychiatrischen Fachgesellschaften in der NS-Zeit an.¹

Der Band ist in 19 Kapitel unterteilt, zu denen auch kurze Zwischenfazit zählen. Der Autor vergleicht die Entwicklung der psychiatrischen Fachverbände während der Besatzungszeit sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR, allerdings quellenbedingt mit einem Schwerpunkt auf Westdeutschland. Nach einer knappen Einleitung und einem Überblick zum Forschungsstand über Psychiatrie, Sterilisation und Krankenmorde in der NS-Zeit analysiert Dörre die Biografien von zwölf ausschließlich männlichen Psychiatern in der frühen Nachkriegszeit, die später in den Fachverbänden herausragende Positionen bekleideten. Dabei differenziert er die These einer allgemeinen Elitenkontinuität in der Psychiatrie in Ost und West anhand von vormaligen Tätigkeitsfeldern und chronologischen Aspekten. Insbesondere beschäftigt er sich hier mit individuellen und kollektiven Strategien sowie fachbezogenen Netzwerken in der Phase der Entnazifizierung und kommt zu dem Schluss: »Die gegenseitige Unterstützung in der Nachkriegsgesellschaft ermöglichte langfristige stabile Netzwerke.« (S. 139) Mit deren Hilfe konnten auch Psychiater, die als Gutachter oder Beisitzer von Erbgesundheitsgerichten an Sterilisationen und in mehreren Fällen auch als Gutachter der »Aktion T4« an Krankenmorden beteiligt gewesen waren, an ihre frühere Karriere anknüpfen und Positionen in den Fachgesellschaften erlangen.

Dörre stellt unter anderem Thesen zum Verhältnis von reformpsychiatrischen Ansätzen und NS-Krankenmorden auf. So hätten

sich zum einen mehrere Psychiater, die in der Weimarer Zeit reformorientiert gewesen waren, an den NS-Krankenmorden beteiligt, so etwa Valentin Falthausen. Zum anderen fanden sich Fälle von »Euthanasie«-Tätern, die Jahrzehnte später eine Anstaltsreform propagierten. Diese Verknüpfung erläutert Dörre anhand der Biografie von Friedrich Panse, 1940 T4-Gutachter und 1965/66 Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde, der 1964 in einer im Auftrag des Verbands erstellten Denkschrift deutliche Reformen im Anstaltswesen verlangte.

Die Arbeit ist jedoch über mehrere Kapitel hinweg in erster Linie als eine Organisationsgeschichte angelegt und rekonstruiert innerverbandlich Änderungsbestrebungen sowie Beharrungsvermögen. Im Zentrum stehen dabei konkurrierende Netzwerke, die innerfachliche Kommunikation auf Tagungen und in Fachzeitschriften sowie Kompetenzabgrenzungen, beispielsweise gegenüber neurologischen, psychologischen und psychotherapeutischen Fachgesellschaften. Hierbei kam es im Untersuchungszeitraum in Ost wie West immer wieder zu innerfachlichen Initiativen für eine Anstaltsreform, die jedoch in beiden Staaten auch unter den verschiedenen politischen Rahmenbedingungen bis Ende der 1960er Jahre kaum Erfolge verzeichnen konnten. Erst die Gesundheitspolitik der sozialliberalen Koalition brachte eine entscheidende Wende. Sie stieß zu Beginn der 1970er Jahre die Psychiatrie-Enquete an und ermöglichte in der Bundesrepublik eine Reform des Anstaltswesens, während diese in der DDR ausblieb.

Als Quellen nutzt der Autor neben Publikationen von Verbandsfunktionären insbesondere Unterlagen aus dem Archiv der DGPPN, dem Bundesarchiv und dem Stasi-Unterlagen-Archiv. Angesichts der zahlreichen Akteure ist es hilfreich, dass im Anhang Kurzbiografien von zentralen Personen der Verbandsgeschichte in Ost und West angefügt sind.

Von erinnerungsgeschichtlichem Interesse ist neben den erwähnten biografischen Analysen und dem Fazit insbesondere das vorletzte Kapitel: »Der Rückblick als Reformimpuls?« Darin geht der Autor unter anderem auf die Rolle von Vertretern der Fachgesellschaften bei Beratungen über die Entschädigung von Zwangssterilisierten und Angehörigen von Opfern der Krankenmorde ein. Auch die innerfachliche Diskussion über die »Euthanasie«-Täter Werner Heyde und Werner Catel in den 1960er Jahren untersucht Dörre. Hierbei analysiert er insbesondere Veröffentlichungen der beiden Psychiater Walter Schulte und Helmut Ehrhardt, die über die nationalsozialistischen Krankenmorde publizierten, dies jedoch mit einer die Psychiatrie exkulpierenden Argumentation verbanden. Zu einer unmittelbaren Verknüpfung reformpsychiatrischer Bestrebungen mit der kritischen Aufarbeitung der Geschichte der Psychiatrie im Nationalsozialismus kam es in der Bundesrepublik in größerem Umfang erst ab den späten 1970er Jahren, somit nach dem Ende des Untersuchungszeitraums der Studie.

Jens Kolata

Fritz Bauer Institut

¹ Hans-Walter Schmuhl, *Die Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater im Nationalsozialismus*, Berlin 2016.

NS-Verbrechen und Widerstand in der deutschen Literatur



Helmut Peitsch

*Reisen nach Auschwitz und Anthologien
letzter Briefe, 1945–1975.*

*Eine literarische Beziehungsgeschichte
von Antifaschismus in der BRD und DDR*
Berlin: De Gruyter, 2021, 778 S.,
€ 129,95

Der Literaturwissenschaftler Helmut Peitsch nimmt sich in diesem umfangreichen Werk zwei bislang in der Forschung wenig beachtete Genres vor, um an ihrem Beispiel die gesellschaftliche Debatte über NS-Verbrechen in Deutschland von 1945 bis 1975 zu diskutieren. Im Zentrum stehen die »Paratexte« von Anthologien »letzter Briefe« – eine heute beinahe vergessene Gattung, die vor allem die Abschiedsworte von verurteilten Widerstandskämpfern und anderen NS-Opfern, gelegentlich auch von Frontsoldaten meint – sowie Reisebeschreibungen zur Gedenkstätte Auschwitz. Die untersuchten Texte stammen von Schriftstellerinnen und Journalisten aus Ost- und Westdeutschland, aber auch von Aktivistinnen und Politikerinnen, von Angehörigen und Überlebenden. Es geht Peitsch um eine empirische Untersuchung, die nicht allein die ausgewählten Texte einer *close reading* unterzieht, sondern auch »als Kontexte die gesellschaftlichen Bedingungen der Möglichkeit ihrer Produktion« einbezieht. Damit sind vor allem die anderen »Akteure in den Literaturverhältnissen« (S. 1) gemeint, insbesondere Verlage und Zeitschriften, die wiederum mit staatlichen Institutionen oder gesellschaftlichen Organisationen verbunden waren. Peitsch schreibt nicht zuletzt gegen die vorherrschenden Narrative der Aufarbeitungsgeschichte an, indem er auf der Grundlage einer enormen Materialfülle immer wieder gängige Thesen, Konzepte und Periodisierungen hinterfragt.

Der sperrige Titel des Buchs steht für ein in Teilen nicht weniger sperriges Werk. Der Autor erläutert sein Vorgehen und seine Schlussfolgerungen in äußerst knappen Einleitungs- und Schlusskapiteln. Er entwickelt seine Thesen und Ergebnisse oft eher in der Kompilation von Texten und Zitaten als in explizit ausgeführten Argumenten. Es ist ein anspruchsvolles und nicht immer leicht zu rezipierendes Verfahren, in dem Peitsch die Texte zueinander stellt und sie sich wechselseitig kommentieren lässt. Das 80-seitige Literaturverzeichnis enthält eine beeindruckend umfassende Sammlung der Literatur zum Thema.

Die chronologisch geordneten Kapitel sind jeweils um einen oder mehrere zentrale Texte oder historische Ereignisse und Akteure gruppiert. Davon ausgehend wird der gesellschaftliche und erinnerungspolitische Kontext ausgeleuchtet, andere Texte derselben

Zeitschrift, Aktivitäten einer Organisation oder eines Verlags, ähnliche oder konträre Stellungnahmen aus der jeweiligen Zeitspanne werden hinzugezogen. Oft sind die titelgebenden Auschwitz-Reisen oder Publikationen von »letzten Briefen« nur der Ausgangspunkt für eine weit ausgreifende Erkundung, die auf assoziativ wirkende Weise von einem Text zum nächsten führt. Die letzten Briefe stehen dabei meist für eine Auseinandersetzung mit dem Thema Widerstand im Nationalsozialismus, die Auschwitz-Reisen für die Präsenz der Shoah oder des Vernichtungskriegs im Nachkriegsdeutschland. Welche Texte aus welchen Gründen ausgewählt wurden, wird nicht erläutert, der thematische Zusammenhang ist oft locker, aber der Autor beeindruckt immer wieder mit seiner Kenntnis der zeitgenössischen Veröffentlichungen und ihrer Entstehungsgeschichten. Peitsch arbeitet für seine »Beziehungsgeschichte« sichtbare und verdeckte Bezüge heraus, zeigt, wie sich Autorinnen und Autoren – auch über den Eisernen Vorhang hinweg – aneinander abarbeiteten oder aufeinander zubewegten.

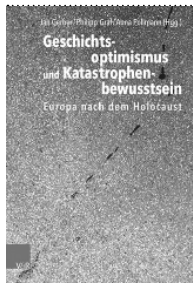
Der Kalte Krieg und die mit ihm einhergehenden ideologischen Verhärtungen und Wahrnehmungseinschränkungen sowie deren bis heute wirksame Folgen sind durchgängige Themen der Arbeit. Es geht Peitsch dabei nicht zuletzt darum, die Autoren und Verlage aus der DDR gegen das oft pauschal verhängte Urteil in Schutz zu nehmen, lediglich die Sprachrohre eines erstarrten und staatlich verordneten Antifaschismus gewesen zu sein, der gegenüber der Situation der jüdischen NS-Verfolgten bis zuletzt ignorant blieb. Immer wieder kreist der Text daher um die Frage, wie sich die Autoren aus Ost und West zum nationalsozialistischen Antisemitismus und der Shoah äußerten, welche Sprache und welche Begriffe dafür gefunden wurden, welchen Stellenwert das in den zeitgenössischen Gedenkpraktiken, Ausstellungen und Veröffentlichungen hatte. Peitschs Buch passt damit gut zu dem zunehmenden Interesse in der Geschichtswissenschaft, noch einmal mit größerem empirischen Einsatz über das Verhältnis von Antifaschismus und Holocausterinnerung in den osteuropäischen Staaten nachzudenken.¹

Peitsch fördert viel Überraschendes zutage, allein die Anzahl der von ihm vorgestellten Veröffentlichungen zu den zentralen Themen widerlegt manche gängigen Erzählungen zu den Nachkriegsdebatten. Auch für ein Lesepublikum, das nicht alle Implikationen und Deutungen des Buchs teilt, ist es eine Material-Fundgrube, die allen hilfreich sein kann, die sich mit der widersprüchlichen Geschichte der »Aufarbeitung« der NS-Verbrechen in der deutschen Nachkriegszeit befassen.

Katharina Stengel
Fritz Bauer Institut

1 Vgl. dazu etwa Kata Bohus, Peter Hallama, Stephan Stach (Hrsg.), *Growing in the Shadow of Antifascism. Remembering the Holocaust in State-Socialist Eastern Europe*, Budapest, Wien, New York 2022. Vgl. Rezension auf S. 131 in diesem Heft.

Die Erinnerung an den Holocaust und ihre Konjunkturen



Jan Gerber, Philipp Graf, Anna Pollmann (Hrsg.)

Geschichtsoptimismus und Katastrophenbewusstsein.

Europa nach dem Holocaust

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2022, 525 S., € 55,–

In den vergangenen zwei Jahren wurde in den deutschen Feuilletons intensiv über die Frage gestritten, ob der Holocaust präzedenzlos sei oder ob und wie er mit anderen Massenverbrechen verglichen werden könne und müsse. Oft blieb es dabei bei den entsprechenden Postulaten bezüglich der aktuellen Formen der Erinnerung und des Gedenkens. Wie neue Formen konkret aussehen könnten, wurde kaum thematisiert. Auf welche Weise Erinnerungen an die Shoah immer mit solchen an andere Massenverbrechen verknüpft waren, zeigt der vorliegende Sammelband. Die Arbeit an dem Projekt begann, bevor die obengenannten Debatten in der deutschen Öffentlichkeit breiter wahrgenommen wurden, denn schon vor der Causa Mbembe und der documenta 15 wurde die Gedächtnishistorie des Holocaust als präzedenzloses Ereignis im Zentrum der europäischen Geschichte vielfach herausgefordert. Sei es durch totalitarismustheoretische Forderungen aus Ost- und Mitteleuropa, durch die Neue Rechte oder durch zunehmend postmigrantisch geprägte Gesellschaften. Daraus leiten die Herausgeber die These ab, die dem Band programmatisch vorangestellt ist: Die Beschaffenheit der Erinnerung und Aufarbeitung des Holocaust ist aufs Engste mit zeitgenössischen Ereignissen beziehungsweise gesellschaftlichen Gegebenheiten verbunden und von ihnen abhängig. Die Gedächtnishistorie des Holocaust unterlag (und unterliegt weiterhin) damit Konjunkturen. Der Grund dafür liegt im Charakter des Verbrechens selbst, der der Wahrnehmung und dem Begreifen blockierend im Wege stand und steht. Die Kombination von Zeit, Umfang und Methode sowie der Abwesenheit von Elementen instrumenteller Vernunft macht die Shoah präzedenzlos. Sie ist kein weiteres Grauen unter den vielen: Sie hatte nicht den Zweck, Macht, Reichtum oder Prestige zu vermehren wie der Kolonialismus und auch keine kriegswichtige Bedeutung, sondern war im Gegenteil kriegshinderlich. Die Logik der Vernichtung um der Vernichtung willen kannte bis zu ihrem Auftritt in der Geschichte keine Verwandtschaft mit anderen Ereignissen. Die Möglichkeit, sich auf breiter Ebene mit der Shoah zu beschäftigen, konnte sich deswegen nur vermittelt durch andere Ereignisse auf tun, bevorzugt

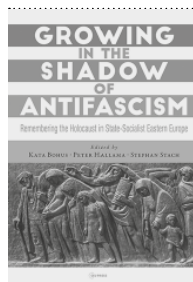
in Zeiten, in denen die politische Realität von einem Katastrophenbewusstsein beherrscht wurde. Kurz nach Kriegsende gab es eine knappe Phase, in der es zu einer ersten Welle von Publikationen zur jüngst vergangenen Geschichte kam. Eine Ahnung, was sich in Europa zwischen 1933 und 1945 unter deutscher Herrschaft abgespielt hatte, blitzte auf. Dieses Fenster schloss sich jedoch bald wieder. Der Wiederaufbau, höhere Löhne, ein bald einsetzender besserer Lebensstandard ließen die Ereignisse zurücktreten, man blickte optimistisch in die eigene Zukunft. Das gleichzeitig anwesende gesellschaftliche Katastrophenbewusstsein angesichts der über allem schwebenden Möglichkeit der nuklearen Auslöschung stand der Beschäftigung mit der tatsächlich geschehenen Vernichtung der europäischen Juden ebenfalls im Weg. Die Entspannungspolitik sowie die Pazifizierung des Kalten Kriegs in den 1970er Jahren ermöglichten eine neuerliche Beschäftigung mit dem Holocaust, abzulesen an den Publikationen und sonstigen kulturellen Erzeugnissen dieser Zeit. Die 1970er Jahre waren einerseits von der Entspannungspolitik, andererseits vom Ende des unbedingten Fortschrittsglaubens geprägt, für das beispielhaft der Bericht des Club of Rome steht. Nicht der zuversichtliche Blick nach vorn, sondern der zurück auf eine Geschichte der Vernichtung wurde bestimmend.

Die in diesem Band gesammelten Beiträge spüren der Verschlungenheit von Erinnerungen an den Holocaust und zeitgenössischen politischen Entwicklungen im Spannungsfeld von Geschichtsoptimismus und Katastrophenbewusstsein nach. Von den ausnahmslos lesenswerten Beiträgen seien nur zwei beispielhaft hervorgehoben: Dan Diner, dessen Ansätzen der Band viel verdankt, weist in seiner Analyse von Jean Améry's Schrift *Die Tortur* darauf hin, dass der Auschwitzüberlebende die Folter (und gerade nicht die Vernichtung) als Kern des Nationalsozialismus zu einem Zeitpunkt ausmachte, als im französischsprachigen Raum über die Folter in den Kolonialkriegen Frankreichs in Nordafrika diskutiert wurde. Diner zeigt damit paradigmatisch auf, wie sich die Auseinandersetzung mit der Shoah an andere Bilder und Erfahrungen von Massengewalt heften musste, um sich überhaupt Gehör zu verschaffen. Zu einem ähnlichen Befund kommt Susanne Zepp in Bezug auf das Werk Jorge Semprúns. Semprún schrieb über spanische Häftlinge in Buchenwald und fand so einen Weg, im franquistischen Spanien über die Vernichtung der Juden zu sprechen, was sonst nicht möglich gewesen wäre.

Der Band gibt eindrücklich wieder, wie fragil und verschlungen die Erinnerung an den Holocaust sich ihren Weg bahnen musste. Sie war mitnichten einer eindimensionalen dominanten Geschichtsinterpretation untergeordnet, wie oft behauptet wird. Auf diese Weise ist der Band ein wichtiger Beitrag zu den aktuellen Debatten, indem er zeigt, welchen politischen Konjunkturen die Erinnerung an und das Forschen über den Holocaust unterworfen ist.

Anselm Meyer
Berlin/Dresden

Antifaschismus und Holocausterinnerung aus osteuropäischer Sicht



**Kata Bohus, Peter Hallama,
Stephan Stach (Hrsg.)**

*Growing in the Shadow of Antifascism.
Remembering the Holocaust in
State-Socialist Eastern Europe*
Budapest: Central European University
Press, 2022, 327 S., € 71,—

Mit dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Gesellschaften Mittel- und Osteuropas wurde die Dichotomie zwischen Ost und West nicht etwa aufgelöst, sondern setzte sich in neuer Form fort. Westeuropäische Historiker führten nun die Debatten um die Auseinandersetzung mit dem Holocaust an. Diese Dominanz zu problematisieren und zu beenden, tritt der Sammelband an. Den Herausgebern und der Herausgeberin zufolge konstatierte die westliche Forschung für die osteuropäische eine Leerstelle in der Thematisierung des Holocaust, eine Blackbox: Da sich der Antifaschismus mit dem kommunistischen Widerstand identifizierte, habe er die Erinnerung an den Holocaust unterdrückt und eine Geschichtsverzerrung, wenn nicht -fälschung befördert, gegen die sich die authentische Erinnerung an die Vernichtung des europäischen Judentums nicht habe behaupten können. Das Herausgeberteam bringt diese neue Dichotomie – antifaschistische Verzerrung im Osten versus jüdische Authentizität im Westen – in Zusammenhang mit dem von Michael Rothberg eingeführten Begriff der »competitive memory«, die zugunsten einer »multidirectional memory« aufzulösen sei, die vielfältige andere Erinnerungsnarrative einbeziehe (S. 13 f.). Es gelte, den »Mythos vom Schweigen« nach dem Holocaust infrage zu stellen (S. 11).

Die zwölf Beiträge tragen eindrucksvolle Beispiele zusammen, wie sich in der Historiografie, im Bereich öffentlicher Denkmale und der Kunst sowie in den Medien und öffentlichen Debatten Einzelpersonen oder lokale Initiativen Wege suchten, des Holocaust zu gedenken. So dokumentieren Katarzyna Person und Agnieszka Żółkiewska, wie das Jüdische Historische Institut in Warschau Editionen von Zeugnissen aus dem Ringelblum-Archiv publizieren konnte, wenn es – zum Teil gravierende – Anpassungen an das antifaschistische Narrativ vorzunehmen bereit war. Entsprechend beschreibt Peter Hallama, wie der jüdisch-tschechische Historiker Miroslav Kárný seine Geschichte Theresienstadts in das sozialistische Narrativ der Unterdrückung der slawischen Völker durch den Faschismus einbettete. Am Beispiel des autodidaktischen Historikers Helmut Eschwege zeigt Benjamin Lipp, dass jüdische Geschichte in der DDR zwar

nicht gefördert und die Forschung daran bisweilen erschwert, jedoch nicht gänzlich unterdrückt wurde. Kata Bohus widmet sich dem Denkmal für Raoul Wallenberg in Budapest und demonstriert, dass bereits in den 1950er Jahren jüdische Erinnerungsnarrative toleriert wurden, solange sie sich in die neue antifaschistische Erzählung vom heldenhaften Kampf der kommunistischen Partei Ungarns gegen das Horthy-Regime integrieren ließen. Gintarė Malinauskaitė vollzieht für das sowjetische Litauen nach, dass die massenweise Kollaboration mit den Nationalsozialisten zwar thematisiert, aber quasi externen nationalistischen Faschisten zugeschoben wurde. Yechiel Weizman geht der Geschichte verlassener jüdischer Friedhöfe in Polen nach und stößt auf Beispiele individuellen Engagements für die Sichtbarmachung und die Pflege dieser Stätten. Anja Tippner widmet sich ausführlich dem Roman *Schwerer Sand* von Anatoly Rybakov, der eine autobiografisch gefärbte sowjetisch-jüdische Familiengeschichte mit dem offiziellen sowjetischen Kriegsnarrativ verband. Ferner beschäftigte sich Daniel Véri mit den staatlich geförderten Denkmälern in Ungarn, Richard S. Esbenschade mit acht ungarischen Romanen, Alexander Walther mit dem literarischen Schaffen des DDR-Feuilletonisten Heinz Knobloch und Miriam Schulz mit der jiddischsprachigen sowjetischen Zeitung *Heymland*. Sie alle liefern beeindruckende Beispiele für die Auseinandersetzung mit dem Holocaust, die eben nicht von den sozialistischen Regierungen unterdrückt wurde, sondern im Einvernehmen und im Austausch mit ihnen möglich war. In einem Nachwort bringt Audrey Kichelowski die einzelnen Beiträge mit der zugrundeliegenden Theorie der multidirektionalen Erinnerung in Zusammenhang.

Der Band lotet die Möglichkeiten der Holocausterinnerung im Staatssozialismus aus und trägt dabei wesentlich zur Differenzierung der integrierenden Wirkung des Antifaschismus bei. Doch fragt sich, warum es dazu des Rekurses auf Rothberg bedurfte, wenn es nicht doch um mehr ging. Tatsächlich scheint die Eingliederung der Holocaustforschung in die Genozidforschung (viele Autoren und Autorinnen bevorzugen den Begriff Genozid statt Holocaust) hier den weiteren Sinn zu haben, eine neue Generation von Holocaustforschern aus Osteuropa von der als dominant empfundenen »westlichen« Forschung zu emanzipieren. Das irritiert aus mehreren Gründen: Zum einen teilen die Autoren weitgehend den Befund, dass der Antifaschismus den Diskurs im ehemaligen Ostblock bestimmte und der Holocaust kein exklusiver Forschungsgegenstand war. Zum anderen wird die Holocaustforschung in Westeuropa absolut gesetzt, ohne zu berücksichtigen, dass sie sich erst ab den 1980er Jahren formierte und immer auch Konjunkturen unterworfen war. Die sehr lesenswerten Beiträge dieses Bandes bereichern das Wissen um die Nachgeschichte des Holocaust in Osteuropa wesentlich. Der theoretische Überbau jedoch ist unnötig konfrontativ.

Katharina Rauschenberger
Fritz Bauer Institut

Der blinde Fleck



Uffa Jensen

Ein antisemitischer Doppelmord.

Die vergessene Geschichte des

Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik
Berlin: Suhrkamp Verlag, 2022, 317 S.,
€ 24,–

Am Abend des 19. Dezember 1980 erschoss Uwe Behrendt, ein Mitglied der verbotenen rechtsextremistischen Wehrsportgruppe Hoffmann (WSG) den ehemaligen Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Nürnberg Shlomo Lewin und dessen Lebensgefährtin Frida Poeschke in ihrem Wohnhaus in Erlangen. Lewin hatte sich wiederholt öffentlich für den Kampf gegen Rechtsextremismus eingesetzt. Die Ermittlungsbehörden hielten den Doppelmord weder für eine politisch motivierte noch für eine terroristische Tat. Stattdessen konzentrierten sie sich auf das Umfeld der Ermordeten, suchten insbesondere im Lebenslauf Lewins nach einem Tatmotiv und tappten lange im Dunkeln. Der Täter setzte sich in den Libanon ab, wo sich inzwischen große Teile der WSG aufhielten. Als die Behörden durch eine am Tatort gefundene Sonnenbrille die Spur zu Karl-Heinz Hoffmann verfolgen konnten und der Generalbundesanwalt ein Ermittlungsverfahren gegen die WSG wegen des Verdachts auf Bildung einer terroristischen Vereinigung eingeleitet hatte, erklärte Hoffmann, Behrendt sei für den Doppelmord allein verantwortlich. Das Landgericht Nürnberg folgte am Ende eines langen Prozesses seiner Behauptung, er habe den Mordbefehl nicht gegeben. Hoffmann und seine Lebensgefährtin wurden in diesem Punkt 1986 freigesprochen. Behrendt war bereits im Herbst 1981 im Libanon gestorben, vermutlich durch Suizid.

Der Historiker Uffa Jensen präsentiert den Mord nicht als skandalösen Kriminalfall, sondern ordnet ihn ein in die »vergessene Geschichte« rechter Gewalt in Westdeutschland, insbesondere in das Jahr 1980, »das schlimmste Terrorjahr in der Geschichte der Bundesrepublik« (S. 7). Er beleuchtet damit ein Kapitel, dem sich die Geschichtswissenschaft erst seit einigen Jahren intensiv zuwendet. Vor allem geht es ihm um die Fragen, warum der Erlanger Mord wie die meisten rechtsextremistisch motivierten Verbrechen der Nachkriegszeit so wenig mediales und politisches Interesse fand und warum rechte Gewalt über Jahrzehnte nicht als Ausdruck eines politisch-ideologischen Gesamtphänomens aufgefasst, sondern als Reihe von Einzelfällen wahrgenommen wurde. Dies ist nicht zuletzt deshalb erstaunlich, weil gleichzeitig der Linksterrorismus die Republik in Atem hielt wie kaum ein anderes Thema.

Jensen nennt die Konzentration auf die Bedrohung durch die RAF als einen wichtigen Grund dafür, dass der rechte Terror öffentlich wenig wahrgenommen wurde. Zudem hätten weitverbreitete Ignoranz, Desinteresse und Empathielosigkeit gegenüber den Opfern dazu beigetragen, dass der Rechtsterrorismus lange Zeit verharmlost und seine Gefahr nicht erkannt wurde. Große Bedeutung misst er im Erlanger Fall zudem dem antisemitischen Hintergrund der Tat zu, der den Ermittlern damals nicht in den Sinn kam, während sie gleichzeitig das Mordmotiv in der jüdischen Umgebung Lewins suchten und dieser gerüchteweise als mutmaßlicher Mossad-Agent gehandelt wurde.

Der Autor geht den Verbindungen zwischen der WSG und der palästinensischen PLO nach, die die deutschen Rechtsterroristen militärisch ausbildete und von Karl-Heinz Hoffmann mit ausgedienten Bundeswehrfahrzeugen beliefert wurde. Im Kampf gegen Juden, so argumentiert Jensen, war man sich einig.

Im Oktober 1980 vermutete Hoffmann, der israelische Geheimdienst stecke hinter dem Oktoberfestattentat, dem 13 Menschen zum Opfer gefallen waren. Der Mossad habe die WSG, der auch der Münchner Attentäter Gundolf Köhler angehörte, in den Fokus der Ermittlungsbehörden rücken wollen, spekulierte er. Dies, so nimmt Jensen »mit hoher Wahrscheinlichkeit« (S. 110) an, habe Behrendt auf die Idee gebracht, den Mord an Lewin zu begehen. Auch die Möglichkeit, dass die Fatah selbst den Mord in Auftrag gab oder an der Planung beteiligt war, hält Jensen für »denkbar« (S. 165).

Die gut lesbare Darstellung, die betont unakademisch in der Ich-Form und passagenweise im Präsens geschrieben ist, blendet zwischen der Rekonstruktion des Erlanger Doppelmords und kontextualisierenden Kapiteln hin und her. Man mag kritisieren, dass mancher Exkurs recht skizzenhaft und allgemein bleibt und anderes, wie die Geschichte der PLO, weit ausholend geschildert wird. Auch ließe sich einwenden, dass die westdeutsche Justiz um 1980 zeitweise durchaus ernsthafte Bemühungen unternahm, den rechten Terror anzugehen. Das Beispiel der antisemitischen »Schmierwelle« von 1959/60 zeigt zudem, dass im Einzelfall Rechtsextremismus und Judenhass in der Bundesrepublik sehr wohl öffentliche und politische Beachtung fanden. Insgesamt gesehen aber kann man Jensens Befund nur zustimmen. Der rechte Terror, der anders als der linke auf öffentliche Bekenntnisse verzichtete, wurde lange Zeit kaum als zusammenhängendes Phänomen erkannt, die Behörden ermittelten – gemäß den gesellschaftlich etablierten Wahrnehmungsmustern – oft in die falsche Richtung und die Opfer erfuhren wenig Würdigung. Dass sich dieses Muster lange nach 1980 noch einmal so frappierend wiederholte, als der »Nationalsozialistische Untergrund« seine Mordserie verübte, ist bestürzend.

Tobias Freimüller
Fritz Bauer Institut